



Die Kultur der Renaissance in Italien

Burckhardt, Jacob

Stuttgart, 1966

III. Abschnitt: Die Wiedererweckung des Altertums

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81287](http://urn.nbn.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:hbz:466:1-81287)

DRITTER ABSCHNITT
DIE WIEDERERWECKUNG
DES ALTERTUMS

DRITTER ABSCHNITT
DIE WIEDERERWECKUNG
DES VATERLANDS

Vorbemerkungen. • Die Ruinenstadt Rom. • Die alten Autoren. • Der Humanismus im 14. Jahrhundert. • Die Universitäten und Schulen. • Die Förderer des Humanismus. • Reproduktion des Altertums: Epistolographie und lateinische Rede. • Die lateinische Abhandlung und die Geschichtsschreibung. • Allgemeine Latinisierung der Bildung. • Die neulateinische Poesie. • Sturz der Humanisten im 16. Jahrhundert.



14. Leo X.



13. Julius II.



15. Leonardo da Vinci



16. Dante Alighieri

ERSTES KAPITEL

VORBEMERKUNGEN

Auf diesem Punkte unserer kulturgeschichtlichen Übersicht angelangt, müssen wir des Altertums gedenken, dessen „Wiedergeburt“ in einseitiger Weise zum Gesamt-namen des Zeitraums überhaupt geworden ist. Die bisher geschilderten Zustände würden die Nation erschüttert und gereift haben auch ohne das Altertum, und auch von den nachher aufzuzählenden neuen geistigen Richtungen wäre wohl das meiste ohne dasselbe denkbar; allein wie das Bisherige, so ist auch das Folgende doch von der Einwirkung der antiken Welt mannigfach gefärbt, und wo das Wesen der Dinge ohne dieselbe verständlich und vorhanden sein würde, da ist es doch die Äußerungsweise im Leben nur mit ihr und durch sie. Die „Renaissance“ wäre nicht die hohe, weltgeschichtliche Notwendigkeit gewesen, die sie war, wenn man so leicht von ihr abstrahieren könnte. Darauf aber müssen wir beharren, als auf einem Hauptsatz dieses Buches, daß nicht sie allein, sondern ihr enges Bündnis mit dem neben ihr vorhandenen italienischen Volksgeist die abendländische Welt bezwungen hat. Die Freiheit, welche sich dieser Volksgeist dabei bewahrte, ist eine ungleiche und scheint, sobald man z. B. nur auf die neulateinische Literatur sieht, oft sehr gering; in der bildenden Kunst aber und in mehreren anderen Sphären ist sie auffallend groß, und das Bündnis zwischen zwei weit auseinanderliegenden Kulturepochen desselben Volkes erweist sich als ein, weil höchst selbständiges, deshalb auch berechtigtes und fruchtbare¹.

¹ [Gegen diese Anschauung Burckhardts sind mannigfache Einwendungen erhoben worden; man darf allerdings wohl diejenigen, die den Beginn der Renaissance immer weiter ins Mittelalter hinaufsetzen und das Entscheidende in der Entwicklung des Indivi-

Das übrige Abendland mochte zusehen, wie es den großen, aus Italien kommenden Antrieb abwehrte oder sich halb oder ganz aneignete; wo letzteres geschah, sollte man sich die Klagen über den frühzeitigen Untergang unserer mittelalterlichen Kulturformen und Vorstellungen ersparen. Hätten sie sich wehren können, so würden sie noch leben. Wenn jene elegischen Gemüter, die sich danach zurücksehnen, nur eine Stunde darin zubringen müßten, sie würden heftig nach moderner Luft begehrn. Daß bei großen Prozessen jener Art manche edle Einzelblüte mit zugrunde geht, ohne in Tradition und Poesie unvergänglich gesichert zu sein, ist gewiß; allein das große Gesamt Ereignis darf man deshalb nicht ungeschehen wünschen. Dieses Gesamt Ereignis besteht darin, daß neben der Kirche, die bisher (und nicht mehr für lange) das Abendland zusammenhielt, ein neues geistiges Medium entsteht, welches, von Italien her sich ausbreitend, zur Lebensatmosphäre für alle höher gebildeten Europäer wird. Der schärfste Tadel, den man darüber aussprechen kann, ist der der Unvolkstümlichkeit, der erst jetzt notwendig eintretenden Scheidung von Gebildeten und Ungebildeten in ganz Europa. Dieser Tadel ist aber ganz wertlos, sobald man eingestehen muß, daß die Sache noch heute, obwohl klar erkannt, doch nicht beseitigt werden kann. Und diese Scheidung ist überdies in Italien lange nicht so herb und unerbittlich als anderswo. Ist doch ihr größter Kunstdichter Tasso auch in den Händen der Ärmsten. Das römisch-griechische Altertum, welches seit dem 14. Jahrhundert so mächtig in das italienische Leben eingriff, als Anhalt und Quelle der Kultur, als Ziel und Ideal des Daseins, teilweise auch als bewußter neuer Gegensatz, dieses Altertum hatte schon längst stellenweise auf das ganze, auch außeritalienische Mittelalter eingewirkt. Diejenige Bildung, die Karl der Große vertrat, war wesentlich eine Renaissance gegenüber der Barbarei

dualismus sehen wollten, als überwunden bezeichnen. Gegen Burckhardt ist wohl nur einzuwenden, daß er die Entwicklung der Renaissance aus dem Mittelalter heraus, das ständige Wachsen des einen Zeitalters in das andere hinein, nicht genügend betont hat.]

des 7. und 8. Jahrhunderts und konnte nichts anderes sein. Wie hierauf in die romanische Baukunst des Nordens außer der allgemeinen, vom Altertum ererbten Formengrundlage auch auffallende, direkt antike Formen sich einschleichen, so hatte die ganze Klostergelehrsamkeit allmählich eine große Masse von Stoff aus römischen Autoren in sich aufgenommen, und auch ihr Stil blieb seit Einhart nicht ohne Nachahmung.

Anders aber als im Norden wacht das Altertum in Italien wieder auf. Sobald hier die Barbarei aufhört, meldet sich bei dem noch halb antiken Volk die Erkenntnis seiner Vorzeit; es feiert sie und wünscht sie zu reproduzieren. Außerhalb Italiens handelt es sich um eine gelehrte, reflektierte Benutzung einzelner Elemente der Antike, in Italien um eine gelehrte und zugleich populäre sachliche Parteinaahme für das Altertum überhaupt, weil dieses die Erinnerung an die eigene Größe ist. Die leichte Verständlichkeit des Lateinischen, die Menge der noch vorhandenen Erinnerungen und Denkmäler befördert diese Entwicklung gewaltig. Aus ihr und aus der Gegenwirkung des inzwischen doch anders gewordenen Volksgeistes der germanisch-longobardischen Staatseinrichtungen, des allgemein europäischen Rittertums, der übrigen Kultureinflüsse aus dem Norden und der Religion und Kirche erwächst dann das neue Ganze: der modern italienische Geist, dem es bestimmt war, für den Okzident maßgebendes Vorbild zu werden.

Wie sich in der bildenden Kunst das Antike regt, sobald die Barbarei aufhört, zeigt sich z. B. deutlich bei Anlaß der toscanischen Bauten des 12. und der Skulpturen des 13. Jahrhunderts. Auch in der Dichtkunst fehlen die Parallelen nicht, wenn wir annehmen dürfen, daß der größte lateinische Dichter des 12. Jahrhunderts, ja der, welcher für eine ganze Gattung der damaligen lateinischen Poesie den Ton angab, ein Italiener gewesen sei. Es ist der, welchem die besten Stücke der sogenannten *Carmina Burana* angehören¹. Eine ungehemmte Freude an der Welt und

¹ *Carmina burana* in der „Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart“ XVI. Bd. (Stuttgart 1847). Neu herausgeg. von Österley, Breslau 1883.

ihren Genüssen, als deren Schutzgenien die alten Heidentgötter wieder erscheinen, während Catonen und Scipionen die Stelle der Heiligen und christlichen Helden vertreten, strömt in prachtvollem Fluß durch die gereimten Strophen. Wer sie in einem Zuge liest, wird die Ahnung, daß hier ein Italiener, wahrscheinlich ein Lombarde, spreche, kaum abweisen können; es gibt aber auch bestimmte einzelne Gründe dafür¹. Bis zu einem gewissen Grade sind diese lateinischen Poesien der Clerici vagantes des 12. Jahrhunderts allerdings ein gemeinsames europäisches Produkt, mitsamt ihrer großen auffallenden Frivolität; allein der, welcher den *Gesang de Phyllide et Flora*² und *Aestuans interius etc.* gedichtet hat, war vermutlich kein Nordländer, und auch der feine beobachtende Sybarit nicht, von welchem *Dum Diana vitrea sero lampas oritur* herrührt. Hier ist eine Renaissance der antiken Weltanschauung, die nur um so klarer in die Augen fällt neben der mittelalterlichen Reimform. Es gibt manche Arbeit dieses und der nächsten Jahrhunderte, welche Hexameter und Pentameter in sorgfältigerer Nachbildung und allerlei antike, zumal mythologische Zutat in den Sachen aufweist und doch nicht von fern jenen antiken Eindruck hervorbringt. In den hexametrischen Chroniken und andern Produktionen von Guglielmus Apuliensis an (ca. 1100) begegnet man oft einem emsigen Studium des Virgil, Ovid, Lucan, Statius und Claudian; allein die antike Form bleibt bloße Sache der Gelehrsamkeit, gerade wie der antike Stoff bei Sammelschriftstellern in der Weise des Vincenz von Beauvais oder bei dem Mythologen und Allegoriker Alanus

¹ [Die herrschende Meinung geht heute dahin, daß es sich bei den *Carmina burana* nicht um einen, sondern um zahlreiche Verfasser handelt, und daß sie vorwiegend von französischen, englischen und deutschen Dichtern stammen. Vgl. J. Süßmilch, *Die lat. Vagantenpoesie des 12. u. 13. Jahrh.* Leipzig 1918.]

² Carm. bur. S. 155, nur ein Bruchstück; ganz bei Wright, Walter Mapes (1841) S. 258. Vgl. Hubatsch S. 27 ff., der darauf hinweist, daß eine mehrmals in Frankreich behandelte Erzählung zugrunde liegt. Aest. inter. Carm. bur. S. 67. *Dum Diana*, Carm. bur. S. 124. Antikes in den Gedichten: *Cor patet Jovi*; antike Namen für die Geliebte; einmal, da er sie *Blanciflor* nennt, setzt er, gleichsam um dies wieder gut zu machen, *Helena* hinzu.

ab Insulis. Die Renaissance ist aber nicht stückweise Nachahmung und Aufsammlung, sondern Wiedergeburt, und eine solche findet sich in der Tat in jenen Gedichten des unbekannten Clericus aus dem 12. Jahrhundert.

Die große, allgemeine Parteinahme der Italiener für das Altertum aber beginnt erst mit dem 14. Jahrhundert. Es war dazu eine Entwicklung des städtischen Lebens notwendig, wie sie nur in Italien und erst jetzt vorkam: Zusammenwohnen und tatsächliche Gleichheit von Adeligen und Bürgern; Bildung einer allgemeinen Gesellschaft (S. 133), die sich bildungsbedürftig fühlte und Muße und Mittel übrig hatte. Die Bildung aber, sobald sie sich von der Phantasiewelt des Mittelalters losmachen wollte, konnte nicht plötzlich durch bloße Empirie zur Erkenntnis der physischen und geistigen Welt durchdringen, sie bedurfte eines Führers, und als solchen bot sich das klassische Altertum dar mit seiner Fülle objektiver, evidenter Wahrheit in allen Gebieten des Geistes. Man nahm von ihm Form und Stoff mit Dank und Bewunderung an; es wurde einstweilen der Hauptinhalt jener Bildung¹. Auch die allgemeinen Verhältnisse Italiens waren der Sache günstig; das Kaisertum des Mittelalters hatte seit dem Untergang der Hohenstaufen entweder auf Italien verzichtet oder konnte sich daselbst nicht halten; das Papsttum war nach Avignon übergesiedelt; die meisten tatsächlich vorhandenen Mächte waren gewaltsam und illegitim; der zum Bewußtsein geweckte Geist aber war im Suchen nach einem neuen haltbaren Ideal begriffen, und so konnte sich das Scheinbild und Postulat einer römisch-italischen Weltherrschaft der Gemüter bemächtigen, ja eine praktische Verwirklichung suchen mit Cola di Rienzo. Wie er, namentlich bei seinem ersten Tribunat, die Aufgabe anfaßte, mußte es allerdings nur zu einer wunderlichen Komödie kommen, allein für das Nationalgefühl war die Erinnerung an das alte Rom durchaus kein wertloser Anhalt. Mit seiner Kul-

¹ Wie das Altertum in allen höheren Gebieten des Lebens als Lehrer und Führer dienen könne, schildert z. B. in rascher Übersicht Aeneas Sylvius (Opera S. 603 in der epist. 105 an Erzherzog Sigismund).

tur aufs neue ausgerüstet, fühlte man sich bald in der Tat als die vorgeschrittenste Nation der Welt.

Die Bewegung der Geister nicht in ihrer Fülle, sondern nur in ihren äußern Umrissen, und wesentlich in ihren Anfängen zu zeichnen, ist nun unsere nächste Aufgabe¹.

ZWEITES KAPITEL

DIE RUINENSTADT ROM

Vor allem genießt die Ruinenstadt Rom selber jetzt eine andere Art von Pietät als zu der Zeit, da die *Mirabilia Romae* und das Sammelwerk des *Wilhelm von Malmesbury* verfaßt wurden. Die Phantasie des frommen Pilgers wie die des Zauberläubigen und des Schatzgräbers tritt in den Aufzeichnungen zurück neben der des Historikers und Patrioten. In diesem Sinne wollen Dantes Worte² verstanden sein: Die Steine der Mauern von Rom verdienten Ehr-

¹ Für das Nähere möchte ich gerne auf eine gute und ausführliche Geschichte der Philologie verweisen, kenne aber die Literatur dieses Faches nicht hinlänglich. Vieles findet sich bei Roscoe, *Lorenzo magnif.* und *Leo X.*, sowie in *G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini* [Berlin 1856–1863] und in *Papencordt, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter* [jetzt völlig überholt von *Gregorovius* und *Reumonts Geschichten der Stadt Rom im Mittelalter*]. — Wer sich einen Begriff machen will von dem Umfange, welchen das Wissenswürdige bei den Gebildeten des beginnenden 16. Jahrhunderts angenommen hatte, ist am besten auf die *Commentarii urbani* des *Raphael Volaterranus* [ed. *Basil.* 1544, fol. 16 u. a.] zu verweisen. Hier sieht man, wie das Altertum den Eingang und Hauptinhalt jedes Erkenntniszweiges ausmachte, von der *Geographie* und *Lokalgeschichte* durch die *Biographien* aller Mächtigen und Berühmten, die *Popularphilosophie*, die *Moral* und die einzelnen *Spezialwissenschaften* hindurch bis auf die Analyse des ganzen *Aristoteles*, womit das Werk schließt. Um die ganze Bedeutung desselben als Quelle der Bildung zu erkennen, müßte man es mit allen früheren *Enzyklopädien* vergleichen. [Kurz nach der „*Kultur der Renaissance*“ erschien *G. Voigts „Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus“*, in 3. Aufl. 1893, 2 Bde. bearbeitet von *M. Lehnerdt*. Vgl. ferner *M. Monnier, Le Quattrocento*, 2 voll. Paris 1900, und *V. Rossi, Il Quattrocento, Florenz 1898.*]

² *Dante, Convivio, Tratt. IV, cap. 5.*

furcht, und der Boden, worauf die Stadt gebaut ist, sei würdiger als die Menschen sagen. Die kolossale Frequenz der Jubiläen läßt in der eigentlichen Literatur doch kaum eine andächtige Erinnerung zurück; als besten Gewinn vom Jubiläum des Jahres 1300 bringt Giovanni Villani (S. 71 f.) seinen Entschluß zur Geschichtschreibung mit nach Hause, welchen der Anblick der Ruinen von Rom in ihm geweckt. Petrarca gibt uns noch Kunde von einer zwischen klassischem und christlichem Altertum geteilten Stimmung; er erzählt, wie er oftmals mit Giovanni Colonna auf die riesigen Gewölbe der Diokletiansthermen hinaufgestiegen¹; hier, in der reinen Luft, in tiefer Stille, mitten in der weiten Rundsicht, redeten sie zusammen, nicht von Geschäft, Hauswesen und Politik, sondern mit dem Blick auf die Trümmer ringsum von der Geschichte, wobei Petrarca mehr das Altertum, Giovanni mehr die christliche Zeit vertrat; dann auch von der Philosophie und von den Erfindern der Künste.

Wie oft seitdem bis auf Gibbon und Niebuhr hat diese Ruinenwelt die geschichtliche Kontemplation geweckt. Dieselbe geteilte Empfindung offenbart auch noch Fazio degli Uberti in seinem um 1360 verfaßten *Dittamondo*, einer fingierten visionären Reisebeschreibung, wobei ihn der alte Geograph Solinus begleitet wie Virgil den Dante. So wie sie Bari zu Ehren des St. Nicolaus, Monte Gargano aus Andacht zum Erzengel Michael besuchen, so wird auch in Rom die Legende von Araceli und die von S. Maria in Trastevere erwähnt, doch hat die profane Herrlichkeit des alten Rom schon merklich das Übergewicht; eine hehre Greisin in zerrissenem Gewand — es ist Roma selber — erzählt ihnen die glorreiche Geschichte und schildert umständlich die alten Triumphen²; dann führt sie die Fremd-

¹ Epp. *Familiares* VI, 2, ed. Fracassetti I, S. 125; Äußerungen über Rom, bevor er es gesehen, ebenda S. 213, vgl. II, S. 336 ff. (Murat. XXIV, Col. 845).

² *Dittamondo* II, cap. 3. Der Zug erinnert noch teilweise an die naiven Bilder der heil. drei Könige und ihres Gefolges. — Die Schilderung der Stadt, II, cap. 31, ist archäologisch nicht ganz ohne Wert. Laut dem *Polistore* (Murat. XXIV, Col. 845) reisten 1366 Nicolo und Ugo von Este nach Rom: *per vedere quelle magnificenze antiche che al presente si possono vedere in Roma.*

linge in der Stadt herum und erklärt ihnen die sieben Hügel und eine Menge Ruinen — che comprender potrai, quanto fui bella!

Leider war dieses Rom der avignonesischen und schismatischen Päpste in bezug auf die Reste des Altertums schon bei weitem nicht mehr, was es einige Menschenalter vorher gewesen war. Eine tödliche Verwüstung, welche den wichtigsten, noch vorhandenen Gebäuden ihren Charakter genommen haben muß, war die Schleifung von 140 festen Wohnungen römischer Großen durch den Senator Brancalione um 1258; der Adel hatte sich ohne Zweifel in den besterhaltenen und höchsten Ruinen eingenistet gehabt¹. Gleichwohl blieb noch immer unendlich viel mehr übrig, als was gegenwärtig aufrecht steht, und namentlich mögen viele Reste noch ihre Bekleidung und Inkrustation mit Marmor, ihre vorgesetzten Säulen und andern Schmuck gehabt haben, wo jetzt nur der Kernbau aus Backsteinen übrig ist. An diesen Tatbestand schloß sich nun der Anfang einer ernsthaften Topographie der alten Stadt an. In Poggios Wanderung durch Rom² ist zum erstenmal das Studium der Reste selbst mit dem der alten Autoren und mit dem der Inschriften (welchen er durch alles Gestrüpp hindurch³ nachging) inniger verbunden, die Phantasie zurückgedrängt, der Gedanke an das christliche Rom geflissentlich ausgeschieden. Wäre nur Poggios Arbeit viel ausgedehnter und mit Abbildungen versehen! Er traf noch sehr viel mehr Erhaltenes an als achtzig Jahre später Raffael. Er selber hat noch das Grabmal der Caecilia

¹ Beiläufig hier ein Beleg, wie auch das Ausland Rom im Mittelalter als einen Steinbruch betrachtete: der berühmte Abt Sugerius, der sich (um 1140) für einen Neubau von St. Denis um gewaltige Säulenschäfte umsah, dachte an nicht Geringeres als an die Granitmonolithen der Diocletiansthermen, besann sich aber doch eines andern: Sugerii libellus alter bei Duchesne, Scriptores IV, S. 352. — Karl d. Gr. war ohne Zweifel bescheidener verfahren.

² Poggii Opera, ed. 1513, S. 50—52. Ruinarum urbis Romae descriptio, um 1450, nämlich kurz vor dem Tode Martins V. Die Thermen des Caracalla und Diocletian hatten noch ihre Inkrustation und ihre Säulen.

³ Poggio als frühester Inscriptionensammler in seinem Briefe in der Vita Poggii bei Murat. XX, Col. 177, als Büstensammler Col. 183.

Metella und die Säulenfronte eines der Tempel am Abhang des Kapitols zuerst vollständig und dann später bereits halb zerstört wiedergesehen, indem der Marmor noch immer den unglückseligen Materialwert hatte, leicht zu Kalk gebrannt werden zu können; auch eine gewaltige Säulenhalle bei der Minerva unterlag stückweise diesem Schicksal. Ein Berichterstatter vom Jahre 1443 meldet die Fortdauer dieses Kalkbrennens, „welches eine Schmach ist; denn die neueren Bauten sind erbärmlich, und das Schöne an Rom sind die Ruinen¹“. Die damaligen Einwohner in ihren Campagnolenmänteln und Stiefeln kamen den Fremden vor wie lauter Rinderhirten, und in der Tat weidete das Vieh bis zu den Banchi hinein; die einzige gesellige Reunion waren die Kirchgänge zu bestimmten Ablässen; bei dieser Gelegenheit bekam man auch die schönen Weiber zu sehen.

In den letzten Jahren Eugens IV. († 1447) schrieb Blondus von Forli seine *Roma instaurata*, bereits mit Benutzung des Frontinus und der alten Regionenbücher, sowie auch (scheint es) des Anastasius. Sein Zweck ist schon bei weitem nicht bloß die Schilderung des Vorhandenen, sondern mehr die Ausmittlung des Untergegangenen. Im Einklang mit der Widmung an den Papst tröstet er sich für den allgemeinen Ruin mit den herrlichen Reliquien der Heiligen, welche Rom besitze.

Mit Nicolaus V. (1447—1455) besteigt derjenige neue monumentale Geist, welcher der Renaissance eigen war, den päpstlichen Stuhl. Durch die neue Geltung und Verschönerung der Stadt Rom als solcher wuchs nun wohl einerseits die Gefahr für die Ruinen, andererseits aber auch die Rücksicht für dieselben als Ruhmestitel der Stadt. Pius II. ist ganz erfüllt von antiquarischem Interesse, und wenn er von den Altertümern Roms wenig redet, so hat er dafür denjenigen des ganzen übrigen Italiens seine Aufmerksamkeit gewidmet und diejenigen in der Umgebung

¹ Fabroni, *Cosmus*, Adnot. 86, aus einem Briefe des Alberto degli Alberti an Giovanni Medici. — Über den Zustand Roms unter Martin V. s. Platina S. 277; während der Abwesenheit Eugens IV. Vespasiano Fiorent. I, S. 23 f.

der Stadt in weitem Umfange zuerst genau gekannt und beschrieben¹. Allerdings interessieren ihn als Geistlichen und Kosmographen antike und christliche Denkmäler und Naturwunder gleichmäßig, oder hat er sich Zwang antun müssen, als er z. B. niederschrieb: *Nola habe größere Ehre durch das Andenken des St. Paulinus als durch die römischen Erinnerungen und durch den Heldenkampf des Marcellus?* Nicht daß etwa an seinem Reliquienglauben zu zweifeln wäre, allein sein Geist ist schon offenbar mehr der Forscherteilnahme an Natur und Altertum, der Sorge für das Monumentale, der geistvollen Beobachtung des Lebens zugeneigt. Noch in seinen letzten Jahren als Papst, podagrisch und doch in der heitersten Stimmung, läßt er sich auf dem Tragsessel über Berg und Tal nach Tusculum, Alba, Tibur, Ostia, Falerii, Otriculum bringen und verzeichnet alles, was er gesehen; er verfolgt die alten Römerstraßen und Wasserleitungen und sucht die Grenzen der antiken Völkerschaften um Rom zu bestimmen. Bei einem Ausflug nach Tibur mit dem großen Federigo von Urbino vergeht die Zeit beiden auf das angenehmste mit Gesprächen über das Altertum und dessen Kriegswesen, besonders über den trojanischen Krieg; selbst auf seiner Reise zum Kongreß von Mantua (1459) suchte er, wiewohl vergebens, das von Plinius erwähnte Labyrinth von Clusium und besieht am Mincio die sogenannte Villa Virgils. Daß derselbe Papst auch von den Abbreviatoren ein klassisches Latein verlangte, versteht sich beinahe von selbst; hat er doch einst im neapolitanischen Krieg die Arpinaten amnestiert als Landsleute des M. T. Cicero sowie des C. Marius, nach welchen noch viele Leute dort getauft waren. Ihm allein als Kenner und Beschützer konnte und mochte Blondus seine *Roma triumphans* zueignen, den ersten großen Versuch einer Gesamtdarstellung des römischen Altertums.

In dieser Zeit war natürlich auch im übrigen Italien der Eifer für die römischen Altertümer erwacht. Schon

¹ Das Folgende aus Jo. Ant. Campanus, *Vita Pii II.* bei Murat. III, 2, Col. 980 f. — *Pii II. Commentarii* S. 48, 72 f., 206, 248 f., 501 u. a. a. O.

Boccaccio¹ nennt die Ruinenwelt von Bajae „altes Gemäuer, und doch neu für moderne Gemüter“; seitdem galten sie als größte Sehenswürdigkeit der Umgegend Neapels. Schon entstanden auch Sammlungen von Altertümern jeder Gattung². Ciriaco von Ancona durchstreifte nicht bloß Italien, sondern auch andere Länder des alten Orbis terrarum und brachte Inschriften, Münzen und Zeichnungen in Menge mit; auf die Frage, warum er sich so bemühe, antwortete er: „Um die Toten zu erwecken“³. Die Historien der einzelnen Städte hatten von jeher auf einen wahren oder fingierten Zusammenhang mit Rom, auf direkte Gründung oder Kolonisation von dort aus hingewiesen⁴; längst scheinen gefällige Genealogien auch einzelne Familien von berühmten römischen Geschlechtern deriviert zu haben. Dies lautete so angenehm, daß man auch im Lichte der beginnenden Kritik des 15. Jahrhunderts daran festhielt. Ganz unbefangen redet Pius II. in Viterbo⁵ zu den römischen Oratoren, die ihn um schleunige Rückkehr bitten: „Rom ist ja meine Heimat so gut wie Siena, denn mein Haus, die Piccolomini, ist vor alters von Rom nach Siena gewandert, wie der häufige Gebrauch der Namen Aeneas und Silvius in unserer Familie beweist.“ Vermutlich hätte er nicht übel Lust gehabt, ein Julier zu sein. Auch für Paul II. — Barbo von Venedig — wurde gesorgt, indem man sein Haus, trotz einer entgegenstehenden Abstammung aus Deutschland, von den römischen Ahenobarbus ableitete, die mit einer Kolonie nach Parma geraten und deren Nachkommen

¹ Boccaccio, Fiammetta cap. 5 [Opere, ed. Moutier VI, S. 91].

² [Geiger hat darauf hingewiesen, daß schon 1335 ein Bürger von Treviso nach Venedig zog, um sich dort eine Sammlung anzulegen, deren Verzeichnis sich erhalten hat: Müntz, *Les arts à la cour des Papes II*, S. 164, Anm. Das. 163—180 Bericht über die im 14. und 15. Jahrh. existierenden italienischen Sammlungen.]

³ Leandro Alberti, *Descrizione di tutto l'Italia* S. 285.

⁴ Zwei Beispiele statt vieler: die fabulose Urgeschichte von Mailand im Manipulus (Murat. XI, Col. 552) und die von Florenz bei Giov. Villani, laut welchem Florenz gegen das antirömische, rebellische Fiesole von jeher Recht hat, weil es so gut römisch gesinnt ist (I, 9, 38, 41. II, 2). — Dante, Inf. XV, 76.

⁵ Commentarii S. 206 im IV. Buch.

wegen Parteiung nach Venedig ausgewandert seien¹. Daß die Massimi von Q. Fabius Maximus, die Cornaro von den Cornelien abstammen wollten, kann nicht befremden. Dagegen ist es für das folgende 16. Jahrhundert eine recht auffallende Ausnahme, daß der Novellist Bandello sein Geschlecht von vornehmen Ostgoten (I., Nov. 23) abzuleiten suchte.

Kehren wir nach Rom zurück. Die Einwohner, „die sich damals Römer nannten“, gingen begierig auf das Hochgefühl ein, das ihnen das übrige Italien entgegenbrachte. Wir werden unter Paul II., Sixtus IV. und Alexander VI. prächtige Karnevalsaufzüge stattfinden sehen, welche das beliebteste Phantasiebild jener Zeit, den Triumph alt-römischer Imperatoren, darstellten. Wo irgend Pathos zum Vorschein kam, mußte es in jener Form geschehen. Bei dieser Stimmung der Gemüter geschah es am 19. April 1485, daß sich das Gerücht verbreitete, man habe die wunderbar schöne, wohlerhaltene Leiche einer jungen Römerin aus dem Altertum gefunden². Lombardische Maurer, welche auf einem Grundstück des Klosters S. Maria nuova, an der Via Appia, außerhalb der Caecilia Metella, ein antikes Grabmal aufgruben, fanden einen marmornen Sarkophag angeblich mit der Aufschrift: Julia, Tochter des Claudius. Das Weitere gehört der Phantasie an: die Lombarden seien sofort verschwunden samt den Schätzen und Edelsteinen, welche im Sarkophag zum

¹ Mich. Cannesius, *Vita Pauli II* bei Murat. III, 2, Col. 993. Selbst gegen Nero, den Sohn des Domitius Ahenobarbus, will der Autor, der päpstlichen Verwandtschaft wegen, nicht unverbindlich sein; er sagt daher von ihm nur: *de quo rerum scriptores multa ac diversa commemorant*. Noch stärker war es freilich, wenn die Familie Plato in Mailand sich schmeichelte, von dem großen Plato abzustammen, wenn Filelfo in einer Hochzeitsrede und in einer Lobrede auf den Juristen Teodoro Plato dies sagen durfte, und wenn ein Giovanantonio Plato der von ihm 1478 gemeißelten Relieffigur des Philosophen (im Hof des Pal. Magenta zu Mailand) die Inschrift beifügen konnte: *Platonem suum, a quo originem et ingenium refert...*

² Hierüber Nantiporto bei Murat. III, 2, Col. 1094: *Infessura*, ed. Tommasini S. 178; — Matarazzo im *Arch. stor. XVI*, 2, S. 180. [Vgl. auch Pastor, *Päpste III*³, S. 253 f.]

Schmuck und Geleit der Leiche dienten; letztere sei mit einer sichernden Essenz überzogen und so frisch, ja, so beweglich gewesen, wie die eines eben gestorbenen Mädchens von 15 Jahren; dann hieß es sogar, sie habe noch ganz die Farbe des Lebens, Augen und Mund halb offen. Man brachte sie nach dem Konservatorenpalast auf dem Kapitol, und dahin, um sie zu sehen, begann nun eine wahre Wallfahrt. Viele kamen auch, um sie abzumalen; „denn sie war schön, wie man es nicht sagen noch schreiben kann, und wenn man es sagte oder schriebe, so würden es, die sie nicht sahen, doch nicht glauben“. Aber auf Befehl Innocenz' VIII. mußte sie eines Nachts vor Porta Pinciana an einem geheimen Ort verscharrt werden; in der Hofhalle der Konservatoren blieb nur der leere Sarkophag. Wahrscheinlich war über den Kopf der Leiche eine farbige Maske des idealen Stiles aus Wachs oder etwas Ähnlichem modelliert, wozu die vergoldeten Haare, von welchen die Rede ist, ganz wohl passen würden. Das Rührende an der Sache ist nicht der Tatbestand, sondern das feste Vorurteil, daß der antike Leib, den man endlich hier in Wirklichkeit vor sich zu sehen glaubte, notwendig herrlicher sein müsse als alles, was jetzt lebe. Inzwischen wuchs die sachliche Kenntnis des alten Rom durch Ausgrabungen; schon unter Alexander VI. lernte man die sogenannten Grotesken, d. h. die Wand- und Gewölbedekorationen der Alten kennen, und fand in Porto d'Anzio den Apoll von Belvedere; unter Julius II. folgten die glorreichen Auffindungen des Laokoon, der vatikanischen Venus, des Torso der Kleopatra u. a. m.¹; auch die Paläste der Großen und Kardinäle begannen sich mit antiken Statuen und Fragmenten zu füllen. Für Leo X. unternahm Raffael jene ideale Restauration der ganzen alten Stadt, von welcher sein (oder Castigliones) berühmter Brief spricht². Nach der bittern Klage über die noch immer dauernden Zerstörungen, namentlich noch unter

¹ Schon unter Julius II. grub man nach, in der Absicht, Statuen zu finden. Vasari, B. VI, 551, V. di Giov. da Udine.

² Quatremère, Stor. d. vita etc. di Rafaello, ed. Longhena S. 531. nVgl. Pastor IV, 1, S. 466 ff.]

Julius II., ruft er den Papst um Schutz an für die wenigen übrig gebliebenen Zeugnisse der Größe und Kraft jener göttlichen Seelen des Altertums, an deren Andenken sich noch jetzt diejenigen entzünden, die des Höhern fähig seien. Mit merkwürdig durchdringendem Urteil legt er dann den Grund zu einer vergleichenden Kunstgeschichte überhaupt und stellt am Ende denjenigen Begriff von „Aufnahme“ fest, welcher seitdem gegolten hat: er verlangt für jeden Überrest Plan, Aufriß und Durchschnitt gesondert. Wie seit dieser Zeit die Archäologie, in speziellem Anschluß an die geheilige Weltstadt und deren Topographie, zur besondern Wissenschaft heranwuchs, wie die vitruvianische Akademie wenigstens ein kolossales Programm¹ aufstellte, kann nicht weiter ausgeführt werden.

Hier dürfen wir bei Leo X. stehenbleiben, unter welchem der Genuß des Altertums sich mit allen andern Genüssen zu jenem wundersamen Eindruck verflocht, welcher dem Leben in Rom seine Weihe gab. Der Vatikan tönte von Gesang und Saitenspiel; wie ein Gebot zur Lebensfreude gingen diese Klänge über Rom hin, wenn auch Leo damit für sich kaum eben erreichte, daß sich Sorgen und Schmerzen verscheuchen ließen, und wenn auch seine bewußte Rechnung, durch Heiterkeit das Dasein zu verlängern², mit seinem frühen Tode fehlschlug. Dem glänzenden Bilde des leonischen Rom, wie es Paolo Giovio entwirft, wird man sich nie entziehen können, so gut bezeugt auch die Schattenseiten sind: die Knechtschaft der Emporstrebenden und das heimliche Elend der Prälaten, welche trotz ihrer Schulden standesgemäß leben müssen³, das Lotteriemäßige und Zufällige von Leos literarischem Mäzenat, endlich seine völlig verderbliche

¹ Lettere pittoriche II, 1. Tolomei an Landi, 14. Nov. 1542.

² Er wollte curis animique doloribus quacunque ratione aditum intercludere, heiterer Scherz und Musik fesselten ihn, und er hoffte auf diese Weise länger zu leben. Leonis X. vita anonyma bei Roscoe, ed. Bossi XII, S. 169.

³ Von Ariostos Satiren gehören hierher die I. (Perch' ho molto etc.) und die IV. (Poichè, Annibale etc.)

Geldwirtschaft¹. Derselbe Ariost, der diese Dinge so gut kannte und verspottete, gibt doch wieder in der sechsten Satire ein ganz sehnsgütiges Bild von dem Umgang mit den hochgebildeten Poeten, welche ihn durch die Ruinenstadt begleiten würden, von dem gelehrten Beirat, den er für seine eigene Dichtung dort vorfände, endlich von den Schätzen der vatikanischen Bibliothek. Dies, und nicht die längst aufgegebene Hoffnung auf mediceische Protektion, meint er, wären die wahren Lockspeisen für ihn, wenn man ihn wieder bewegen wollte, als ferraresischer Gesandter nach Rom zu gehen.

Außer dem archäologischen Eifer und der feierlich-patriotischen Stimmung weckten die Ruinen als solche, in und außer Rom, auch schon eine elegisch-sentimentale. Bereits bei Petrarca und Boccaccio finden sich Anklänge dieser Art (S. 167); Poggio (S. 168) besucht oft den Tempel der Venus und Roma, in der Meinung, es sei der des Castor und Pollux, wo einst so oft Senat gehalten worden, und vertieft sich hier in die Erinnerung an die großen Redner Crassus, Hortensius, Cicero. Vollkommen sentimental äußert sich dann Pius II. zumal bei der Beschreibung von Tibur², und bald darauf entsteht die erste ideale Ruinenansicht nebst Schilderung bei Polifilo³: Trümmer mächtiger Gewölbe und Kolonnaden, durchwachsen von alten Platanen, Lorbeeren und Zypressen nebst wildem Buschwerk. In der heiligen Geschichte wird es, man kann kaum sagen wie, gebräuchlich, die Darstellung der Geburt Christi in die möglichst prachtvollen Ruinen eines Palastes zu verlegen⁴. Daß dann endlich die künstliche Ruine zum Requisit prächtiger Gartenanlagen wurde, ist nur die praktische Äußerung desselben Gefühls.

¹ Ranke, Päpste I, S. 408 ff. [Nähere Ausführungen Pastor IV, 1 S. 363 ff.] — Lettere de' principi I, S. 107. Brief des Negri 1. Sept. 1522: ... tutti questi cortigiani esausti da Papa Leone e falliti ...

² Pii II., Commentarii S. 251 im V. Buch. — Vgl. auch Sannazaros Elegie In ruinas Cumarum [Opera S. 236 f. im II. Buch].

³ Polifilo, Hypnerotomachia, Venedig, Aldus Manutius 1499.

⁴ Während alle Kirchenväter und alle Pilger nur von einer Höhle wissen. Auch die Dichter können des Palastes entbehren. Vgl. Sannazaro, De partu Virginis L. II, Vers 284 ff.

DRITTES KAPITEL

DIE ALTEN AUTOREN

Unendlich wichtiger aber als die baulichen und überhaupt künstlerischen Reste des Altertums waren natürlich die schriftlichen, griechische sowohl als lateinische. Man hielt sie ja für Quellen aller Erkenntnis im absolutesten Sinne. Das Bücherwesen jener Zeit der großen Fünde ist oft geschildert worden; wir können nur einige weniger beachtete Züge hier beifügen¹.

So groß die Einwirkung der alten Schriftsteller seit langer Zeit und vorzüglich während des 14. Jahrhunderts in Italien erscheint, so war doch mehr das Längstbekannte in zahlreichere Hände verbreitet als Neues entdeckt worden. Die gangbarsten lateinischen Dichter, Historiker, Redner und Epistolographen nebst einer Anzahl lateinischer Übersetzungen nach einzelnen Schriften des Aristoteles, Plutarch und weniger andern Griechen bildeten wesentlich den Vorrat, an welchem sich die Generation des Boccaccio und Petrarca begeisterte. Letzterer besaß und verehrte bekanntlich einen griechischen Homer, ohne ihn lesen zu können; die erste lateinische Übersetzung der Ilias und Odyssee hat Boccaccio mit Hilfe eines kalabresischen Griechen, so gut es ging, zustande gebracht. Erst mit dem 15. Jahrhundert beginnt die große Reihe neuer Entdeckungen, die systematische Anlage von Bibliotheken durch Kopieren und der eifrigste Betrieb des Übersetzens aus dem Griechischen². Ohne die Begeisterung einiger damaliger Sammler, welche sich bis zur äußersten Entbehrung anstrengten, besäßen wir ganz gewiß nur einen kleinen Teil, zumal der griechischen Autoren, welche auf unsere Zeit gekommen sind.

¹ Hauptsächlich aus Vespasiano Fiorentino. Der Autor war ein florentinischer Bücherhändler und Kopienlieferant um die Mitte des 15. Jahrhunderts und nach derselben.

² Bekanntlich wurde, um die Begier nach dem Altertum zu täuschen oder zu brandschatzen, auch einiges Unechte geschmiedet. Man sehe in den literaturgeschichtlichen Werken statt alles übrigen die Artikel bei Annius von Viterbo.

Papst Nicolaus V. hat sich schon als Mönch in Schulden gestürzt, um Codices zu kaufen oder kopieren zu lassen; schon damals bekannte er sich offen zu den beiden großen Passionen der Renaissance: Bücher und Bauten¹. Als Papst hielt er Wort; Kopisten schrieben und Späher suchten für ihn in der halben Welt, Perotto erhielt für die lateinische Übersetzung des Polybius 500 Dukaten, Guarino für die des Strabo 1000 Goldgulden und sollte noch weitere 500 erhalten, als der Papst zu früh starb. Mit 5000 oder, je nachdem man rechnete, 9000 Bänden², hinterließ er diejenige, eigentlich für den Gebrauch aller Kurialen bestimmte Bibliothek, welche der Grundstock der Vaticana geworden ist; im Palast selber sollte sie aufgestellt werden, als dessen edelste Zier, wie es einst König Ptolemaeus Philadelphus zu Alexandrien gehalten. Als er wegen der Pest mit dem Hofe nach Fabriano zog, nahm er seine Übersetzer und Komplataren dahin mit, auf daß sie ihm nicht wegstürzen.

Der Florentiner Niccolò Niccoli³, Genosse des gelehrten Freundeskreises, welcher sich um den ältern Cosimo Medici versammelte, wandte sein ganzes Vermögen auf Erwerb von Büchern; endlich, da er nichts mehr hatte, hielten ihm die Medici ihre Kassen offen für jede Summe, die er zu solchen Zwecken begehrte. Ihm verdankt man die Ver vollständigung des Ammianus Marcellinus, des Cicero de oratore u. a. m.; er bewog den Cosimo zum Ankauf des trefflichsten Plinius aus einem Kloster zu Lübeck. Mit einem großartigen Zutrauen lieh er seine Bücher aus, ließ die Leute auch bei sich lesen, soviel sie wollten, und unterredete sich mit ihnen über das Gelesene. Seine Sammlung, 800 Bände, darunter etwa 100 griechische, zu 6000 Goldgulden bewer-

¹ Vespas. Fior. Niccoli V, § 10: Tommaso da Serezana usava dire, che dua cosa farebbe, segli mai potesse spendere, ch' era in libri e in murare: e l'una e l'altra fece nel suo pontificato. — Seine Übersetzer s. bei Aen. Sylvius, de Europa cap. 59 S. 459.

² Vespas. Fior. Niccoli V, § 25, Giov. Fortello § 1. Vgl. G. Manetti, Vita Nicolai V. bei Murat. III, 2, Col. 925 ff. — Ob und wie Calixt III. die Sammlung wieder teilweise verzettelte, s. Vespas. Fior. in der älteren Ausgabe von Mai S. 284 f. mit Mais Anmerkung. [Diese Verzettelung wird von Pastor als Fabel erklärt, von Rossi als Tat sache hingestellt.]

³ Vespas. Fior. ed. Frati, Cosimo di Medici § 23.

tet, kam nach seinem Tode durch Cosimos Vermittlung an das Kloster S. Marco mit Bedingung der Öffentlichkeit. Von den beiden großen Bücherfindern Guarino und Poggio ist der letztere¹, zum Teil als Agent des Niccoli, bekanntlich auch in den süddeutschen Abteien tätig gewesen, und zwar bei Anlaß des Konzils von Konstanz. Er fand dort sechs Reden des Cicero und den ersten vollständigen Quintilian, die Sangallensische, jetzt Züricher Handschrift; binnen 54 Tagen will er sie vollständig, und zwar sehr schön, abgeschrieben haben. Den Silius Italicus, Manilius, Lucretius, Val. Flaccus, Ascon. Pedianus, Columella, Statius, Priscianus u. a. m. konnte er wesentlich vervollständigen; er brachte ferner zehn bisher unbekannte Reden Ciceros und einen anonymen Kommentar zu dessen Verinen zum Vorschein².

Aus antikem Patriotismus sammelte der berühmte Griech, Kardinal Bessarion³, 600 Codices, heidnischen wie christlichen Inhalts, mit ungeheuren Opfern und suchte nun einen sichern Ort, wohin er sie stiften könne, damit seine unglückliche Heimat, wenn sie je wieder frei würde, ihre verlorene Literatur wiederfinden möchte. Die Signorie von Venedig (o. S. 69) erklärte sich zum Bau eines Lokals bereit und noch heute bewahrt die Marcusbibliothek einen Teil jener Schätze⁴.

Das Zusammenkommen der berühmten mediceischen Bibliothek hat eine ganz besondere Geschichte, auf welche wir hier nicht eingehen können; der Hauptsammler für

¹ Vespas. Fior. Poggio § 2.

² [Nicht nur in süddeutschen, sondern auch in rheinischen und burgundischen Klosterbibliotheken machte Poggio seine Entdeckungen. Burckhardt nannte in den beiden ersten Ausgaben auch Celsus und Gellius, die aber nicht von Poggio entdeckt wurden. Dagegen übersah Burckhardt einen Kommentar Priscians zu zwölf Versen der Aeneis. Vgl. hierzu Walser, Poggio Florentinus (Leipzig 1914) S. 48 ff.]

³ Vespas. Fior., Card. Niceno, § 2. Vgl. Marin Sanudo bei Murat.

⁴ XII, Col. 1185f.

X Wie man einstweilen damit umging, s. bei Malipiero, Ann. veneti, Arch. stor. III. 2 S. 653. 655. [Bessarion schenkte der Republik Venedig 482 griechische und 264 lateinische Handschriften; s. H. Omon in Revue des bibliothèques IV, 1894 S. 129—186.]

Lorenzo magnifico war Johannes Lascaris. Bekanntlich hat die Sammlung nach der Plünderung des Jahres 1494 noch einmal stückweise durch Kardinal Giovanni Medici (Leo X.) erworben werden müssen¹.

Die urbinatische Bibliothek² (jetzt im Vatikan) war durchaus die Gründung des großen Federigo von Montefeltro (S. 43), der schon als Knabe zu sammeln begonnen hatte, später beständig 30—40 Scrittori an verschiedenen Orten beschäftigte und im Verlauf der Zeit über 30000 Dukaten daran wandte. Sie wurde, hauptsächlich mit Hilfe Vespasianos, ganz systematisch fortgesetzt und vervollständigt, und was dieser davon berichtet, ist besonders merkwürdig als Idealbild einer damaligen Bibliothek. Man besaß z. B. in Urbino die Inventarien der Vaticana, der Bibliothek von S. Marco in Florenz, der viscontinischen Bibliothek von Pavia, ja selbst das Inventar von Oxford, und fand mit Stolz, daß Urbino in der Vollständigkeit der Schriften des einzelnen Autors jenen vielfach überlegen sei. In der Masse wog vielleicht noch das Mittelalter und die Theologie vor; da fand sich der ganze Thomas von Aquino, der ganze Albertus magnus, der ganze Bonaventura usw.; sonst war die Bibliothek sehr vielseitig und enthielt z. B. alle irgend beizuschaffenden medizinischen Werke. Unter den „Moderni“ standen die großen Autoren des 14. Jahrhunderts, z. B. Dante, Boccaccio mit ihren gesamten Werken obenan; dann folgten 25 auserlesene Humanisten, immer mit ihren lateinischen und italienischen Schriften und allem, was sie übersetzt hatten. Unter den griechischen Codices überwogen sehr die Kirchenväter, doch heißt es bei den Klassikern u. a. in einem Zuge: alle Werke des Sophokles, alle Werke des Pindar, alle Werke des Menander — ein Kodex, der offenbar frühe aus Urbino verschwunden sein muß³, weil ihn sonst die Philologen bald ediert haben würden.

¹ [Über die hier gemeinte Bibl. Laurenziana vgl. E. Rostagno, Prefazione all' Eschilo Laurenziano, Florenz 1896 S. 6 f. mit kleinen Berichtigungen zu obigen Angaben.]

² Vespas. Fior., ed. Mai S. 124 f.

³ Etwas bei der Einnahme Urbinos durch das Heer Cesare Borgias? — Mai bezweifelt die Existenz der Handschrift; ich kann aber nicht glauben, daß Vespasiano etwa die bloßen Gnomenexzepte aus Me-

Von der Art, wie damals Handschriften und Bibliotheken entstanden, erhalten wir auch sonst einige Rechenschaft. Der direkte Ankauf eines ältern Manuskriptes, welches einen raren oder allein vollständigen oder gar nur einzig vorhandenen Text eines alten Autors enthielt, blieb natürlich eine seltene Gabe des Glückes und kam nicht in Rechnung. Unter den Kopisten nahmen diejenigen, welche griechisch verstanden, die erste Stelle und den Ehrennamen *Scrittori* im vorzugsweisen Sinne ein; es waren und blieben ihrer wenige, und sie wurden hoch bezahlt¹. Die übrigen, *Copisti* schlechtweg, waren teils Arbeiter, die einzig davon lebten, teils arme Gelehrte, die eines Nebengewinnes bedurften. Merkwürdigerweise waren die Kopisten von Rom um die Zeit Nikolaus' V. meist Deutsche und Franzosen², wahrscheinlich Leute, die etwas bei der Kurie zu suchen hatten und ihren Lebensunterhalt herausschlagen mußten. Als nun z. B. Cosimo Medici für seine Lieblingsgründung, die Badia unterhalb Fiesole, rasch eine Bibliothek gründen wollte, ließ er den Vespasiano kommen und erhielt den Rat: auf den Kauf vorrätiger Bücher zu verzichten, da sich, was man wünsche, nicht vorrätig finde, sondern schreiben zu lassen; darauf machte Cosimo einen Akkord mit ihm auf tägliche Auszahlung, und Vespasiano nahm 45 Schreiber und lieferte in 22 Monaten 200 fertige Bände³. Das Verzeichnis, wonach man veränder, bekanntlich nur ein paar hundert Verse, mit „*tutto le opere*“ und in jener Reihe umfangreicher Codues (mochte es auch nur unser jetziger Sophokles und Pindar sein) aufgeführt haben würde. Es ist nicht undenkbar, daß jener Menander noch einmal zum Vorschein kommt.

¹ Wenn Piero de' Medici beim Tode des bücherliebenden Königs Matthias Corvinus von Ungarn voraussagt, die *Scrittori* würden fortan ihre Preise ermäßigen müssen, da sie sonst von niemandem mehr (scil. als von uns) beschäftigt würden, so kann dies nur auf die Griechen gehen; denn Kalligraphen, auf welche man es zu deuten versucht wäre, gab es fortwährend viele in ganz Italien. — Fabroni, Laurent. magn., Adnot. 156. Vgl. Adnot. 154.

² Gaye, Carteggio I S. 164. Ein Brief von 1455, unter Calixt III. Auch die berühmte Miniaturbibel von Urbino ist von einem Franzosen, Arbeiter Vespasianos, geschrieben. S. D'Agincourt, Malerei. Tab. 78.

³ Vespas. Fior. Cos di Medici, § 12.

fuhr, hatte Cosimo von Nikolaus V.¹ eigenhändig erhalten. (Natürlich überwog die kirchliche Literatur und die Ausstattung für den Chordienst weit das übrige.)

Die Handschrift war jene schöne neuitalienische, die schon den Anblick eines Buches dieser Zeit zu einem Genuß macht, und deren Anfang schon ins 14. Jahrhundert hinaufreicht. Papst Nikolaus V., Poggio, Giannozzo Manetti, Niccolò Niccoli und andere berühmte Gelehrte waren von Hause aus Kalligraphen und verlangten und duldeten nur Schönes. Die übrige Ausstattung, auch wenn keine Miniaturen dazu kamen, war äußerst geschmackvoll, wie besonders die Codices der Laurenziana mit ihren leichten linearen Anfangs- und Schlußornamenten beweisen. Das Material war, wenn für große Herren geschrieben wurde, immer nur Pergament, der Einband in der Vaticana und zu Urbino gleichmäßig ein Karmoisin samt mit silbernem Beschlage. Bei einer solchen Gessinnung, welche die Ehrfurcht vor dem Inhalt der Bücher durch möglichst edle Ausstattung an den Tag legen wollte, ist es begreiflich, daß die plötzlich auftauchenden gedruckten Bücher anfangs auf Widerstand stießen. Federigo von Urbino „hätte sich geschämt“, ein gedrucktes Buch zu besitzen².

Die müden Abschreiber aber — nicht die, welche vom Kopieren lebten, sondern die vielen, welche ein Buch abschreiben mußten, um es zu haben — jubelten über die deutsche Erfindung³. Für die Vervielfältigung der Römer und dann auch der Griechen war sie in Italien bald und lange nur hier tätig, doch ging es damit nicht so rasch, als man bei der allgemeinen Begeisterung für

¹ Auch für die Bibliotheken von Urbino und Pesaro (die des Aless. Sforza, S. 22) hatte der Papst eine ähnliche Gefälligkeit.

² Vespas. Fior. Federico duca, § 31.

³ Artes — Quis labor est fessis demptus ab articulis, in einem Gedicht des Robertus Ursus um 1470, Rerum ital. script. ex codd. Florentinis II, Col. 693. Er freut sich etwas früh über die zu hoffende rasche Verbreitung der klassischen Autoren. Vgl. Libri, Hist. des sciences mathématiques II, 278 f. — Über die Drucker in Rom Gaspar. Veron., Vita Pauli II bei Murat. III, 2, Col. 1046. Das erste Privilegium in Venedig s. Marin Sanudo bei Murat. XXII, Col. 1189.

diese Werke hätte denken sollen. Nach einiger Zeit bilden sich Anfänge der modernen Autors- und Verlagsverhältnisse¹, und unter Alexander VI. kam die präventive Zensur auf, indem es jetzt nicht mehr leicht möglich war, ein Buch zu zernichten, wie noch Cosimo sich es von Filelfo ausbedingen konnte².

Wie sich nun allmählich, im Zusammenhang mit dem fortschreitenden Studium der Sprachen und des Altertums überhaupt, eine Kritik der Texte bildete, ist so wenig ein Gegenstand dieses Buches als die Geschichte der Gelehrsamkeit überhaupt. Nicht das Wissen der Italiener als solches, sondern die Reproduktion des Altertums in Literatur und Leben muß uns beschäftigen. Doch sei über die Studien an sich noch eine Bemerkung gestattet.

Die griechische Gelehrsamkeit konzentriert sich wesentlich auf Florenz und auf das 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts. Was Petrarca und Boccaccio angeregt hatten³, scheint noch nicht über die Teilnahme einiger begeisterten Dilettanten hinausgegangen zu sein; andererseits starb mit der Kolonie gelehrter griechischer Flüchtlinge das Studium des Griechischen in den 1520er Jahren weg⁴, und es war ein rechtes Glück, daß Nordländer (Erasmus, die Estienne, Budäus) sich desselben inzwischen bemächtigt hatten.

Jene Kolonie hatte begonnen mit Manuel Chrysoloras und seinem Verwandten Johannes, sowie mit Georg von Trapezunt, dann kam um die Zeit der Eroberung Konstan-

¹ Etwas Ähnliches hatte schon zur Zeit des Schreibens existiert, s. Vespas. Fior., Zembino Pistilese, §3.

² Fabroni, Laurent. mag., Aonot. 212. Es geschah in betreff der Schmähschrift de exilio.

³ Vgl. Sismondi VI S. 149 f. [Vgl. Geigers Exkurs LIX in der 12. Auflage der „Kultur der Renaissance“.]

⁴ Das Aussterben dieser Griechen konstatiert Pierius Valerianus, *De infelicitate literat.*, bei Anlaß des Joh. Lascaris, ed. Mencken S. 332. Und Paulus Jovius am Ende seiner *Elogia literaria* sagt von den Deutschen: . . . quum literae latinae non modo cum pudore nostro, sed graecae et hebraicae in eorum terras fatali commigratione transierint (gegen 1540.)

tinopels und nachher Johannes Argyropulos, Theodor Gaza¹, Demetrios Chalcondylas, der seine Söhne Theophilos und Basilius zu tüchtigen Griechen erzog, Andronikos Kallistos, Markos Musuros und die Familie der Lascaris, nebst andern mehr. Seit jedoch die Unterwerfung Griechenlands durch die Türken vollständig war, gab es keinen neuen gelehrten Nachwuchs mehr, ausgenommen die Söhne der Flüchtlinge und vielleicht ein paar Candioten und Cyprioten. Daß nun ungefähr mit dem Tode Leos X. auch der Verfall der griechischen Studien im allgemeinen beginnt, hatte wohl zum Teil seinen Grund in einer Veränderung der geistigen Richtung überhaupt² und in der bereits eingetretenen relativen Sättigung mit dem Inhalt der klassischen Literatur; gewiß ist aber auch die Koinzidenz mit dem Aussterben der gelehrten Griechen keine ganz zufällige. Das Studium des Griechischen unter den Italienern selbst erscheint, wenn man die Zeit um 1500 zum Maßstab nimmt, gewaltig schwunghaft; damals lernten diejenigen Leute griechisch reden, welche es ein halbes Jahrhundert später noch als Greise konnten, wie z. B. die Päpste Paul III. und Paul IV.³. Gerade diese Art von Teilnahme aber setzte den Umgang mit geborenen Griechen voraus.

Außerhalb Florenz hatten Rom und Padua fast immer, Bologna, Ferrara, Venedig, Perugia, Pavia u. a. Städte wenigstens zeitweise besoldete Lehrer des Griechischen⁴. Unendlich viel verdankte das griechische Studium der Offizin des Aldo Manucci zu Venedig, wo die wichtigsten und umfangreichsten Autoren zum erstenmal griechisch gedruckt wurden. Aldo wagte seine Habe dabei; er war ein Editor und Verleger, wie die Welt wenige gehabt hat.

¹ [Gaza kam bereits, wie auch Gemisthos Pletho und Bessarion, zur Zeit des Florentiner Konzils um 1438.]

² Ranke, Päpste I, 486 ff. — Man vgl. das Ende dieses Abschnitts.

³ Tommaso Gar, Relazione della corte di Roma I S. 338. 379.

⁴ Georg von Trapezunt mit 150 Dukaten in Venedig 1459 als Professor der Rhetorik besoldet, Malipiero, Arch. stor. VII, 2 S. 655. — Über den griech. Lehrstuhl in Perugia s. Arch. stor. XVI, 2 S. 19 der Einleitung. — Für Rimini bleibt es ungeiß, ob griechisch doziert wurde, vgl. Anecd. litt. II S. 300.

Daß neben den klassischen Studien auch die orientalischen einen ziemlich bedeutenden Umfang gewannen, ist wenigstens hier mit einem Worte zu erwähnen. An die dogmatische Polemik gegen die Juden knüpfte sich zuerst bei Giannozzo Manetti († 1459), einem großen florentinischen Gelehrten und Staatsmann¹, die Erlernung des Hebräischen und der ganzen jüdischen Wissenschaft; sein Sohn Agnolo mußte von Kindheit auf lateinisch, griechisch und hebräisch lernen; ja Papst Nikolaus V. ließ von Giannozzo die ganze Bibel (richtiger: die Psalmen) neu übersetzen, indem die philologische Gesinnung jener Zeit darauf hindrängte, die Vulgata aufzugeben². Auch sonst nahm mehr als ein Humanist das Hebräische lange vor Reuchlin mit in seine Studien auf, und Pico della Mirandola besaß das ganze talmudische und philosophische Wissen eines gelehrten Rabbiners. Auf das Arabische kam man am ehesten von seiten der Medizin, welche sich mit den ältern lateinischen Übersetzungen der großen arabischen Ärzte nicht mehr begnügen wollte; den äußern Anlaß boten etwa die venezianischen Konsulate im Orient, welche italienische Ärzte unterhielten. Hieronimo Ramusio, ein venezianischer Arzt, übersetzte aus dem Arabischen und starb in Damaskus. Andrea Mongajo von Belluno³ hielt sich um Avicennas willen lange in Damaskus auf, lernte das Arabische und emendierte seinen Autor; die venezianische Regierung stellte ihn dann für dieses besondere Fach in Padua an.

Bei Pico müssen wir hier noch verweilen, ehe wir zu der Wirkung des Humanismus im großen übergehen. Er ist der einzige, welcher laut und mit Nachdruck die Wissenschaft und Wahrheit aller Zeiten gegen das einseitige

¹ Vespas. Fior., ed. Mai S. 48. 476. 578. 614. — Auch Fra Ambrogio Camaldoiese konnte hebräisch. Ebd. S. 320.

² Sixtus IV., der das Gebäude für die Vaticana errichtete und dieselbe durch viele Ankäufe vermehrte, warf auch Besoldungen für lateinische, griechische und hebräische Skriptoren (librarios) aus. Platina, Vita Sixti IV S. 332.

³ Pierius Valerian, De infelic. lit. bei Anlaß des Mongajo, ed. Mencken S. 301. Über Ramusio vgl. Sansovino, Venezia S. 250.

Hervorheben des klassischen Altertums verfochten hat¹. Nicht nur Averroes und die jüdischen Forscher, sondern auch die Scholastiker des Mittelalters schätzt er nach ihrem Sachinhalt; er glaubt, sie reden zu hören: „Wir werden ewig leben, nicht in den Schulen der Silbenstecher, sondern im Kreis der Weisen, wo man nicht über die Mutter der Andromache oder über die Söhne der Niobe diskutiert, sondern über die tiefen Gründe göttlicher und menschlicher Dinge; wer da näher tritt, wird merken, daß auch die Barbaren den Geist (Mercurium) hatten, nicht auf der Zunge, aber im Busen.“ Im Besitz eines kräftigen, durchaus nicht unschönen Lateins und einer klaren Darstellung verachtet er den pedantischen Purismus und die ganze Überschätzung einer entlehnten Form, zumal wenn sie mit Einseitigkeit und Einbuße der vollen großen Wahrheit in der Sache verbunden ist. An ihm kann man inne werden, welche erhabene Wendung die italienische Philosophie würde genommen haben, wenn nicht die Gegenreformation das ganze höhere Geistesleben gestört hätte.

VIERTES KAPITEL

DER HUMANISMUS DES 14. JAHRHUNDERTS

Wer waren nun diejenigen, welche das hochverehrte Altertum mit der Gegenwart vermittelten und das erstere zum Hauptinhalt der Bildung der letzteren erhoben? Es ist eine hundertgestaltige Schar, die heute dieses, morgen jenes Antlitz zeigt; so viel aber wußte die Zeit und wußten sie selbst, daß sie ein neues Element der bürgerlichen Gesellschaft seien. Als ihre Vorläufer mögen am ehesten jene vagierenden Kleriker des 12. Jahrhunderts gelten, von deren Poesie oben (S. 163f.) die Rede gewesen ist; dasselbe unstete Dasein, dieselbe freie und mehr als freie Lebensansicht, und von derselben Antikisierung der Poesie

¹ Vorzüglich in dem wichtigen Briefe vom Jahre 1485 an Ermolao Barbaro bei Ang. Politiani epistolae L. IX. — Vgl. Jo. Pici oratio de hominis dignitate.

wenigstens der Anfang. Jetzt aber tritt der ganzen, wesentlich noch immer geistlichen und von Geistlichen gepflegten Bildung des Mittelalters eine neue Bildung entgegen, die sich vorzüglich an dasjenige hält, was jenseits des Mittelalters liegt. Die aktiven Träger derselben werden wichtige Personen¹, weil sie wissen, was die Alten gewußt haben, weil sie zu schreiben suchen, wie die Alten schrieben, weil sie zu denken und bald auch zu empfinden beginnen, wie die Alten dachten und empfanden. Die Tradition, der sie sich widmen, geht an tausend Stellen in die Reproduktion über.

Es ist von Neuern öfter beklagt worden, daß die Anfänge einer ungleich selbständigeren, scheinbar wesentlich italienischen Bildung, wie sie um 1300 in Florenz sich zeigten, nachher durch das Humanistenwesen so völlig überflutet worden seien². Damals habe in Florenz alles lesen können, selbst die Eseltreiber hätten Dantes Kanzen gesungen, und die besten noch vorhandenen italienischen Manuskripte hätten ursprünglich florentinischen Handarbeitern gehört; damals sei die Entstehung einer populären Enzyklopädie wie der „*Tesoro*“ des Brunetto Latini möglich gewesen; und dies alles habe zur Grundlage gehabt eine allgemeine Tüchtigkeit des Charakters, wie sie durch die Teilnahme an den Staatsgeschäften, durch Handel und Reisen, vorzüglich durch systematischen Ausschluß alles Müßigganges in Florenz zur Blüte gebracht worden war. Damals seien denn auch die Florentiner in der ganzen Welt angesehen und brauchbar gewesen, und nicht umsonst habe Papst Bonifaz VIII. sie in eben jenem Jahre das fünfte Element genannt. Mit dem stärkern Andringen des Humanismus seit 1400 sei dieser einheimische Trieb verkümmert, man habe fortan die Lösung jedes Problems nur vom Altertum erwartet und darob die Lite-

¹ Wie sie sich selber taxierten, verrät z. B. Poggio (*De avaritia*, opp. ed. 1515, S. 2), indem nach seiner Ansicht nur solche sagen können, sie hätten gelebt, se vixisse, welche gelehrte und beredte lateinische Bücher geschrieben oder Griechisches ins Lateinische übersetzt haben.

² Bes. Libri, *Histoire des scienses mathém.* II, 159 f. 258 f.

ratur in ein bloßes Zitieren aufgehen lassen; ja, der Untergang der Freiheit hänge hiermit zusammen, indem diese Erudition auf einer Knechtschaft unter der Autorität beruhte, das munizipale Recht dem römischen aufopferte und schon deshalb die Gunst der Gewaltherrscher suchte und fand.

Diese Anklagen werden uns noch hie und da beschäftigen, wo dann ihr wahres Maß und der Ersatz für die Einbuße zur Sprache kommen wird. Hier ist nur vor allem festzustellen, daß die Kultur des kräftigen 14. Jahrhunderts selbst notwendig auf den völligen Sieg des Humanismus hingrängte, und daß gerade die Größten im Reiche des speziell italienischen Geistes dem schrankenlosen Altertumsbetrieb des 15. Jahrhunderts Tür und Tor geöffnet haben.

Vor allen Dante. Wenn eine Reihenfolge von Genien seines Ranges die italische Kultur hätte weiterführen können, so würde sie selbst bei der stärksten Anfüllung mit antiken Elementen beständig einen hocheigentümlichen nationalen Eindruck machen. Allein Italien und das ganze Abendland haben keinen zweiten Dante hervorgebracht, und so war und blieb er derjenige, welcher zuerst das Altertum nachdrücklich in den Vordergrund des Kulturlebens hineinschob. In der *Divina Commedia* behandelt er die antike und die christliche Welt zwar nicht als gleichberechtigt, doch in beständiger Parallelie; wie das frühere Mittelalter Typen und Antitypen aus den Geschichten und Gestalten des Alten und des Neuen Testaments zusammengestellt hatte, so vereinigt er in der Regel ein christliches und ein heidnisches Beispiel derselben Tat sache¹. Nun vergesse man nicht, daß die christliche Phantasiewelt und Geschichte eine bekannte, die antike dagegen eine relativ unbekannte, vielversprechende und aufregende war, und daß sie in der allgemeinen Teilnahme notwendig das Übergewicht bekommen mußte, als kein Dante mehr das Gleichgewicht erzwang.

¹ *Purgatorio XVIII* enthält z. B. starke Belege: Maria eilt über das Gebirge, Cäsar nach Spanien; Maria ist arm und Fabricius un eignen nütz. — Bei diesem Anlaß ist aufmerksam zu machen auf die chronologische Einflechtung der Sybillen in die antike Profangeschichte, wie sie *Uberti* in seinem *Dittamondo* (I, Kap. 14. 15) um 1560 versucht.

Petrarca lebt in den Gedanken der meisten jetzt als großer italienischer Dichter; bei seinen Zeitgenossen dagegen kam sein Ruhm in weit höherem Grade davon her, daß er das Altertum gleichsam in seiner Person repräsentierte, alle Gattungen der lateinischen Poesie nachahmte und Briefe schrieb, welche als Abhandlungen über einzelne Gegenstände des Altertums einen für uns unbegreiflichen, für jene Zeit ohne Handbücher aber sehr erklärlichen Wert hatten. Mit Boccaccio verhält es sich ähnlich; er war zweihundert Jahre lang in ganz Europa berühmt, ehe man diesseits der Alpen viel von seinem Dekamerone wußte, bloß um seiner mythographischen, geographischen und biographischen Sammelwerke in lateinischer Sprache willen. Eines derselben, „De genealogia Deorum“, enthält im 14. und 15. Buch einen merkwürdigen Anhang, worin er die Stellung des jugendlichen Humanismus zu seinem Jahrhundert erörtert. Es darf nicht täuschen, daß er immerfort nur von der „Poesie“ spricht, denn bei näherem Zusehen wird man bemerken, daß er die ganze geistige Tätigkeit des Poeten-Philologen meint¹. Diese ist es, deren Feinde er auf das schärfste bekämpft; die frivolen Unwissenden, die nur für Schlemmen und Prassen Sinn haben; die sophistischen Theologen, denen Helikon, der kastalische Quell und der Hain des Phöbus als bloße Torheiten erscheinen; die goldgierigen Juristen, welche die Poesie für überflüssig halten, insofern sie kein Geld verdient; endlich die (in Umschreibung, aber kenntlich gezeichneten) Bettelmönche, die gern über Heidentum und Immoralität Klage führen². Darauf folgt die positive Verteidigung, das Lob der Poesie, namentlich des tiefen, zumal allegorischen Sinnes, den man ihr überall zutrauen

¹ Poeta bedeutet noch bei Dante (*Vita nuova* S. 47) ohnedies nur den lateinisch Dichtenden, während für den italienischen Dichter die Ausdrücke Rimatore, Dicitore per rima gebraucht werden. Allerdings vermischen sich mit der Zeit Ausdrücke und Begriffe.

² Auch Petrarca auf dem Gipfel seines Ruhmes klagt in melancholischen Augenblicken: sein übles Gestirn habe gewollt, daß er in später Zeit unter Halunken, „extremi fures“, leben müsse. In den fingierten Briefe an Livius, Epp. fam., ed. Fracass., Lib. XXIV, ep. 8.

müsste, der wohlberechtigten Dunkelheit, die dem dumpfen Sinn der Unwissenden zur Abschreckung dienen dürfe. Und endlich rechtfertigt der Verfasser das neue Verhältnis der Zeit zum Heidentum überhaupt, in klarer Beziehung auf sein gelehrtes Werk¹. Anders als jetzt möge es allerdings damals sich verhalten haben, da die Urkirche sich noch gegen die Heiden verteidigen mußte; heutzutage — Jesu Christo sei Dank! — sei die wahre Religion erstarkt, alles Heidentum vertilgt und die siegreiche Kirche im Besitz des feindlichen Lagers; jetzt könne man das Heidentum fast (fere) ohne Gefahr betrachten und behandeln. Es ist dasselbe Argument, mit welchem sich dann die ganze Renaissance verteidigt hat.

Es war also eine neue Sache in der Welt und eine neue Menschenklasse, welche diese vertrat. Es ist unnütz, darüber zu streiten, ob diese Sache mitten in ihrem Siegeslauf hätte stillhalten, sich geflissentlich beschränken und dem rein Nationalen ein gewisses Vorrecht hätte wahren sollen. Man hatte ja keine stärkere Überzeugung als die, daß das Altertum eben der höchste Ruhm der italienischen Nation sei.

Dieser ersten Generation von Poetenphilologen ist wesentlich eine symbolische Zeremonie eigen, die auch im 15. und 16. Jahrhundert nicht ausstirbt, aber ihr höheres Pathos einbüßt: die Poetenkrönung mit einem Lorbeerkrantz. Ihre Anfänge im Mittelalter sind dunkel, und zu einem festen Ritual ist sie nie gelangt; es war eine öffentliche Demonstration, ein sichtbarer Ausbruch des literarischen Ruhmes² und schon deshalb etwas Wandelbares. Dante z. B. scheint eine halbreliigiöse Weihe im Sinne gehabt zu haben; er wollte über dem Taufstein von San Giovanni, wo er wie Hunderttausende von florentinischen Kindern getauft worden war, sich selber den Kranz auf-

¹ Strenger hält sich Boccaccio an die eigentliche Poesie in seinem (späteren) Brief an Jacobus Pizinga, in den Opere volgari, XVI S. 36f. Und doch erkennt er auch hier nur das für Poesie, was vom Altertum Notiz nimmt, und ignoriert die Trovatoren.

² Boccaccio, Vita di Dante S. 50: la quale (laurea) non scienza accresce, ma è dell'acquistata certissimo testimonio et ornamento.

setzen¹. Er hätte, sagt sein Biograph, ruhmeshalber den Lorbeer überall empfangen können, wollte es aber nirgends als in der Heimat und starb deshalb ungekrönt. Weiter erfahren wir hier, daß der Brauch bisher ungewöhnlich war und als von den Griechen auf die alten Römer vererbt galt. Die nächste Reminiszenz stammte wohl in der Tat von dem nach griechischem Vorbild gestifteten kapitolinischen Wettkampf der Kitharspieler, Dichter und anderer Künstler, welcher seit Domitian alle fünf Jahre gefeiert worden war und möglicherweise den Untergang des römischen Reiches um einige Zeit überlebt hatte. Wenn nun doch nicht leicht wieder einer wagte, sich selber zu krönen, wie es Dante gewollt, so entstand die Frage, welches die krönende Behörde sei? Albertino Mussato (o. S. 134) wurde 1315 zu Padua vom Bischof und vom Rektor der Universität gekrönt; um Petrarcas Krönung (1341) stritten sich die Universität Paris, welche gerade einen Florentiner zum Rektor hatte, und die Stadtbehörde von Rom; ja sein selbstgewählter Examinator, König Robert von Anjou, hätte gern die Zeremonie nach Neapel verlegt, Petrarcha jedoch zog die Krönung durch den Senator von Rom auf dem Kapitol jeder andern vor. Einige Zeit blieb diese in der Tat das Ziel des Ehrgeizes; als solches lockte sie z. B. den Jakobus Pizinga, einen vornehmen, sizilischen Beamten².

Da erschien aber Karl IV. in Italien, der sich ein wahres Vergnügen daraus machte, eiteln Menschen und der gedankenlosen Masse durch Zeremonien zu imponieren. Ausgehend von der Fiktion, daß die Poetenkrönung einst Sache der alten römischen Kaiser gewesen und also jetzt die seinige sei, bekränzte er in Pisa den florentinischen Gelehrten Zanobi della Strada³, zum großen Verdruß Boccaccios (a. a. O.), der diese laurea pisana nicht als voll-

¹ Paradiso XXV, 1 f. — Boccaccio, Vita di Dante S. 50: sopra le fonti di San Giovanni si era disposto di coronare. Vgl. Paradiso I, 25,

² Boccaccios Brief an denselben in dem Opere volgari, vol. XVI. S. 56; si praestet Deus, concedente senatu Romuleo . . .

³ Matt. Villani, V, 26. Es gab einen feierlichen Umritt durch die Stadt, wobei das Gefolge des Kaisers, seine Baroni, den Poeten begleiteten. Auch Fazio degli Uberti wurde gekrönt, man weiß aber

gültig anerkennen will. Man konnte in der Tat fragen, wie der Halbslawe dazu komme, über den Wert italienischer Dichter zu Gerichte zu sitzen. Allein fortan krönten doch reisende Kaiser bald hier, bald dort einen Poeten, worauf im 15. Jahrhundert die Päpste und andere Fürsten auch nicht mehr zurückbleiben wollten, bis zuletzt auf Ort und Umstände gar nichts mehr ankam. In Rom erteilte zur Zeit Sixtus' IV. die Akademie¹ des Pomponius Laetus von sich aus Lorbeerkränze. Die Florentiner hatten den Takt, ihre berühmten Humanisten zu krönen, aber erst im Tode; so wurde Carlo Aretino, so Leonardo Aretino bekranzt; dem erstern hielt Matteo Palmieri, dem letztern Giannozzo Manetti die Lobrede vor allem Volk, in Gegenwart der Konzilsherren; der Redner stand zu Häupten der Bahre, auf welcher in seidenem Gewande die Leiche lag². Außerdem ist Carlo Aretino durch ein Grabmal (in S. Croce) geehrt worden, welches zu den herrlichsten der ganzen Renaissance gehört.

FÜNFTES KAPITEL

DIE UNIVERSITÄTEN UND SCHULEN

Die Einwirkung des Altertums auf die Bildung, wovon nunmehr zu handeln ist, setzte zunächst voraus, daß der Humanismus sich der Universität bemächtigte. Dies geschah, doch nicht in dem Maße und nicht mit der Wirkung, wie man glauben möchte.

nicht wo und durch wen. [Diese Krönung bezweifelt von Renier, Liriche di Fazio degli Uberti (Florenz 1883) S. CCVI f.]

¹ Jac. Volaterran. bei Murat. XXIII, Col. 185.

² Vespas. Fior., Leonardo d'Arezzo, § 10, Carlo d'Arezzo, § 12. Vita Jan. Manetti bei Murat. XX, Col. 543. Die Berühmtheit Lion. Aretinos war bei Lebzeiten freilich so groß gewesen, daß Leute aus allen Gegenden kamen, nur um ihn zu sehen, und daß sich ein Spanier vor ihm auf die Knie warf. Vespasiano, Lion. d'Arezzo, § 10. — Für Guarinos Denkmal setzte der Magistrat von Ferrara 1461 die damals bedeutende Summe von 100 Dukaten aus.

Die meisten Universitäten in Italien¹ tauchten im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts erst recht empor, als der wachsende Reichtum des Lebens auch eine strengere Sorge für die Bildung verlangte. Anfangs hatten sie meist nur drei Professuren: des geistlichen und weltlichen Rechtes und der Medizin; dazu kamen mit der Zeit ein Rhetoriker, ein Philosoph und ein Astronom, letzterer in der Regel, doch nicht immer, identisch mit dem Astrologen. Die Besoldungen waren äußerst verschieden; bisweilen wurde sogar ein Kapital geschenkt. Mit der Steigerung der Bildung trat Wetteifer ein, so daß die Anstalten einander berühmte Lehrer abspenstig zu machen suchten; unter solchen Umständen soll Bologna zuzeiten die Hälfte seiner Staatseinnahmen (20000 Dukaten) auf die Universität gewandt haben. Die Anstellungen erfolgten in der Regel nur auf Zeit², selbst auf einzelne Semester, so daß die Dozenten ein Wanderleben führten wie Schauspieler; doch gab es auch lebenslängliche Anstellungen. Bisweilen versprach man, das an einem Ort Gelehrte nirgends anderswo mehr vorzutragen.

Außerdem gab es auch unbesoldete, freiwillige Lehrer. Von den genannten Stellen war natürlich die des Professors der Rhetorik vorzugsweise das Ziel der Humanisten; doch hing es ganz davon ab, wie weit er sich den

¹ Vgl. Libri, *Histoire des sciences mathém.* II, S. 92 f. — Bologna war bekanntlich älter, Pisa dagegen [schon im 14. Jahrhundert blühend, dann durch die florentinische Feindseligkeit vernichtet] eine späte Gründung des Lorenzo magnifico „ad solatium veteris amissae libertatis“ gestiftet, wie Giovio, *Vita Leonis X*, L. I. sagt. — Die Universität Florenz (vgl. Gaye, *Carteggio I*, 461—560, *passim*; Matteo Villani I, 8; VII, 90 [bes. Gherardi, *Statuti dell'università e studio Fiorentino*, Florenz 1881. Vgl. auch die Ausführungen von Isid. del Lungo, *Florentia*, S. 101 ff.]) schon 1321 vorhanden, mit Studienzwang für die Landeskinder, wurde neu gestiftet nach dem schwarzen Tod 1348 und mit 2500 Goldgulden jährlich ausgestattet, schließt aber wieder ein, wurde 1357 abermals hergestellt. Der Lehrstuhl für die Erklärung des Dante, gestiftet auf Petition vieler Bürger 1373, war in der Folge mehrfach mit der Professur der Philologie und Rhetorik verbunden, so wohl auch bei Filelfo.

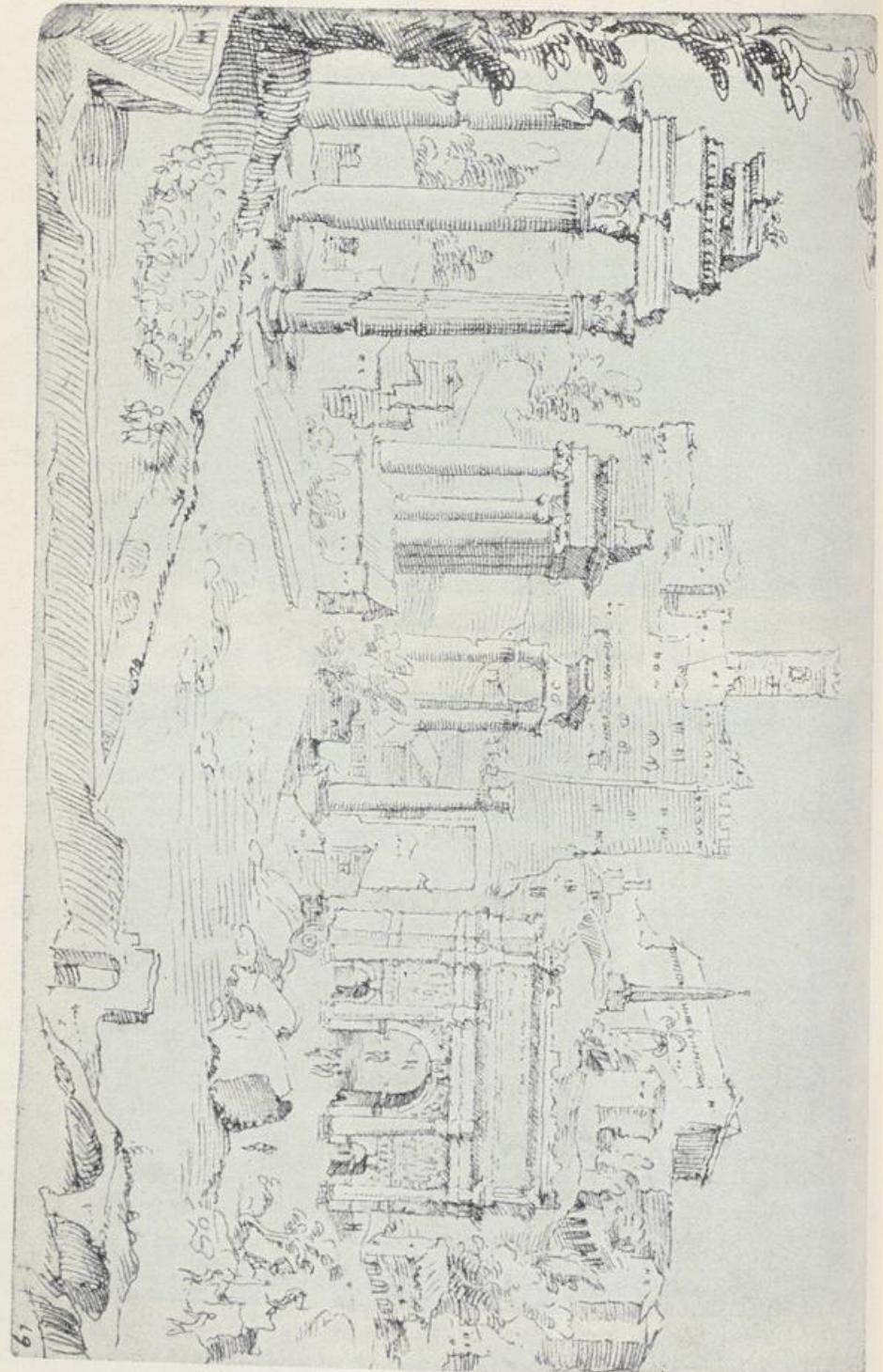
² Dies ist bei Aufzählungen zu beachten, wie z. B. bei dem Professorenverzeichnis von Pavia um 1400 (Corio, *Storia di Milano* S. 290), wo u. a. 20 Juristen vorkommen.



18. Girolamo Savonarola



17. Lorenzo de' Medici



19. Das Forum Romanum in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts

Sachinhalt des Altertums angeeignet hatte, um auch als Jurist, Mediziner, Philosoph oder Astronom auftreten zu können. Die innern Verhältnisse der Wissenschaft wie die äußern des Dozenten waren noch sehr beweglich. Sodann ist nicht zu übersehen, daß einzelne Juristen und Mediziner weit die höchsten Besoldungen hatten und behielten, erstere hauptsächlich als große Konsulenten des sie für seine Ansprüche und Prozesse besoldenden Staates. In Padua gab es im 15. Jahrhundert eine juridische Besoldung von 1000 Dukaten jährlich¹, und einen berühmten Arzt wollte man mit 2000 Dukaten und dem Recht der Praxis anstellen², nachdem derselbe bisher in Pisa 700 Goldgulden gehabt hatte. Als der Jurist Bartolomeo Socini, Professor in Pisa, eine venezianische Anstellung in Padua annahm und dorthin reisen wollte, verhaftete ihn die florentinische Regierung und wollte ihn nur gegen eine Kautions von 18000 Goldgulden freilassen³. Schon wegen einer solchen Wertschätzung dieser Fächer wäre es begreiflich, daß bedeutende Philologen sich als Juristen und Mediziner geltend machten; andererseits mußte allmählich, wer in irgendeinem Fache etwas vorstellen wollte, eine starke humanistische Farbe annehmen. Anderweitiger praktischer Tätigkeiten der Humanisten wird bald gedacht werden.

Die Anstellungen der Philologen als solcher jedoch, wenn auch im einzelnen Fall mit ziemlich hohen Besoldungen⁴ und Nebenemolumenten verbunden, gehören im ganzen zu den flüchtigen, vorübergehenden, so daß ein und derselbe Mann an einer ganzen Reihe von Anstalten tätig sein konnte. Offenbar liebte man die Abwechslung und hoffte von jedem Neues, wie dies bei einer im Werden begriffenen, also sehr von Persönlichkeiten abhängigen Wissenschaft sich leicht erklärt. Es ist auch nicht immer gesagt, daß

¹ Marin Sanudo bei Murat. XXII, Col. 990

² Fabroni, Laurent. magn. Adnot. 52, vom Jahre 1491.

³ Allegretto, Diari sanesi bei Murat. XXIII, Col. 824.

⁴ Filelfo hat bei seiner Berufung an die neugegründete Universität Pisa 500 Goldgulden wenigstens verlangt. Vgl. Fabroni, Laurent. magn. II, Adnot. 41.

derjenige, welcher über alte Autoren liest, wirklich der Universität der betreffenden Stadt angehört habe; bei der Leichtigkeit des Kommens und Gehens, bei der großen Anzahl verfügbarer Lokale (in Klöstern usw.) genügte auch eine Privatberufung. In denselben ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts¹, da die Universität von Florenz ihren höchsten Glanz erreichte, da die Hofleute Eugens IV. und vielleicht schon Martins V. sich in den Hörsälen drängten, da Carlo Aretino und Filelfo miteinander in die Wette lasen, existierte nicht nur eine fast vollständige zweite Universität bei den Augustinern in S. Spirito, nicht nur ein ganzer Verein gelehrter Männer bei den Camaldulensern in den Angeli, sondern auch angesehene Privatleute taten sich zusammen oder bemühten sich einzeln, um gewisse philologische oder philosophische Kurse lesen zu lassen für sich und Andere. Das philologische und antiquarische Treiben in Rom hatte mit der Universität (Sapienza) lange kaum irgendeinen Zusammenhang und ruhte wohl fast ausschließlich teils auf besonderer persönlicher Protektion der einzelnen Päpste und Prälaten, teils auf den Anstellungen in der päpstlichen Kanzlei. Erst unter Leo X. erfolgte die große Reorganisation der Sapienza, mit 88 Lehrern, worunter tüchtige Männer auch für die Altertumswissenschaft, aber keine Größen ersten Ranges; der neue Glanz aber dauerte nur kurze Zeit. — Von den griechischen Lehrstühlen in Italien ist bereits (S. 183) in Kürze die Rede gewesen.

Im ganzen wird man, um die damalige wissenschaftliche Mitteilung sich zu vergegenwärtigen, das Auge von unsren jetzigen akademischen Einrichtungen möglichst entwöhnen müssen. Persönlicher Umgang, Disputationen, beständiger Gebrauch des Lateinischen und bei nicht wenigen auch des Griechischen, endlich der häufige Wechsel der Lehrer und die Seltenheit der Bücher gaben den damaligen Studien eine Gestalt, die wir uns nur mit Mühe vergegenwärtigen können.

¹ Vgl. Vespas. Fior., Vescovo d'Imola, § 1, G. Manetti, § 2, Frate Ambrogio, § 12. — Vita Jan. Manetti bei Murat. XX, Col. 531 f.

Lateinische Schulen gab es in allen irgend namhaften Städten, und zwar bei weitem nicht bloß für die Vorbildung zu den höhern Studien, sondern weil die Kenntnis des Lateinischen hier notwendig gleich nach dem Lesen, Schreiben und Rechnen kam, worauf dann die Logik folgte. Wesentlich erscheint es, daß diese Schulen nicht von der Kirche abhingen, sondern von der städtischen Verwaltung; mehrere waren auch wohl bloße Privatunternehmungen.

Nun erhab sich aber dieses Schulwesen, unter der Führung einzelner ausgezeichneter Humanisten, nicht nur zu einer großen rationellen Vervollkommnung, sondern es wurde höhere Erziehung. An die Ausbildung der Kinder zweier oberitalienischer Fürstenhäuser schließen sich Institute an, welche in ihrer Art einzig heißen konnten.

An dem Hofe des Giovan Francesco Gonzaga zu Mantua (reg. 1407 — 1444) trat der herrliche Vittorino da Feltre¹ auf, einer jener Menschen, die ihr ganzes Dasein *einem* Zweck widmen, für welchen sie durch Kraft und Einsicht im höchsten Grade ausgerüstet sind.

Er erzog zunächst die Söhne und Töchter des Herrscherhauses, und zwar auch von den letztern eine bis zu wahrer Gelehrsamkeit; als aber sein Ruhm sich weit über Italien verbreitete und sich Schüler aus großen und reichen Familien von nahe und ferne meldeten, ließ es der Gonzaga nicht nur geschehen, daß sein Lehrer auch diese erzog, sondern er scheint es als Ehre für Mantua betrachtet zu haben, daß es die Erziehungsstätte für die vornehme Welt sei. Hier zum erstenmal war mit dem wissenschaftlichen Unterricht auch das Turnen und jede edlere Leibesübung für eine ganze Schule ins Gleichgewicht gesetzt. Dazu aber kam noch eine andere Schar, in deren Ausbildung Vittorino vielleicht sein höchstes Lebensziel erkannte: die Armen und Talentvollen, die er in seinem Hause nährte und erzog „per l'amore di Dio“, neben jenen Vornehmen, welch letztere sich hier gewöhnen mußten, mit dem bloßen Talent unter einem Dache zu wohnen. Der

¹ Vespas. Fior., ed. Frati II, 222—228.

Gonzaga hatte ihm eigentlich 300 Goldgulden jährlich zu bezahlen, deckte ihm aber den ganzen Ausfall, welcher oft ebensoviel betrug. Er wußte, daß Vittorino keinen Heller für sich beiseite legte und ahnte ohne Zweifel, daß die Miterziehung der Unbemittelten die stillschweigende Bedingung sei, unter welcher der wunderbare Mann ihm diente. Die Haltung des Hauses war streng religiös, wie kaum in einem Kloster.

Mehr auf der Gelehrsamkeit liegt der Akzent bei Guarino von Verona¹, der 1429 von Nicolò d' Este zur Erziehung seines Sohnes Lionello nach Ferrara berufen wurde und seit 1436, als sein Zögling nahezu erwachsen war, auch als Professor der Beredsamkeit und der beiden alten Sprachen an der Universität lehrte. Schon neben Lionello hatte er zahlreiche andere Schüler aus verschiedenen Gegenden und im eigenen Hause eine auserlesene Zahl von Armen, die er teilweise oder ganz unterhielt; seine Abendstunden bis spät waren der Repetition mit diesen gewidmet. Auch hier war eine Stätte strenger Religion und Sittlichkeit; es hat an Guarino so wenig wie an Vittorino gelegen, wenn die meisten Humanisten ihres Jahrhunderts in diesen Beziehungen kein Lob mehr davontrugen. Unbegreiflich ist, wie Guarino neben einer Tätigkeit, wie die seinige war, noch immerfort Übersetzungen aus dem Griechischen und große eigene Arbeiten verfassen konnte.

Außerdem kam an den meisten Höfen von Italien die Erziehung der Fürstenkinder, wenigstens zum Teil und auf gewisse Jahre, in die Hände der Humanisten, welche damit einen Schritt weiter in das Hofleben hinein taten. Das Traktatschreiben über die Prinzenerziehung, früher eine Aufgabe der Theologen, wird jetzt natürlich ebenfalls ihre Sache, und Aeneas Sylvius hat z. B. zweien jungen deutschen Fürsten vom Hause Habsburg² umständliche Abhandlungen über ihre weitere Ausbildung adressiert, worin begreiflicherweise beiden eine Pflege des Humanis-

¹ Vespas. Fior. II, 229—232.

² An Erzherzog Sigismund, Epist. 105 S. 600, und an König Ladislaus den Nachgeborenen, S. 695, letztere als Tractatus de liberorum educatione.

mus in italienischem Sinne ans Herz gelegt wird. Er mochte wissen, daß er in den Wind redete, und sorgte deshalb dafür, daß diese Schriften auch sonst herumkamen. Doch das Verhältnis des Humanisten zu den Fürsten wird noch insbesondere zu besprechen sein.

SECHSTES KAPITEL

DIE FÖRDERER DES HUMANISMUS

Zunächst verdienen diejenigen Bürger, hauptsächlich in Florenz, Beachtung, welche aus der Beschäftigung mit dem Altertum ein Hauptziel ihres Lebens machten und teils selbst große Gelehrte wurden, teils große Dilettanten, welche die Gelehrten unterstützten. (Vgl. o. S. 177.) Sie sind namentlich für die Übergangszeit zu Anfang des 15. Jahrhunderts von höchster Bedeutung gewesen, weil bei ihnen zuerst der Humanismus praktisch als notwendiges Element des täglichen Lebens wirkte. Erst nach ihnen haben sich Fürsten und Päpste ernstlich darauf eingelassen.

Von Niccolò Niccoli, von Giannozzo Manetti ist schon mehrmals die Rede gewesen. Den Niccoli schildert uns Vespasiano¹ als einen Mann, welcher auch in seiner äußern Umgebung nichts duldet, was die antike Stimmung stören konnte. Die schöne Gestalt in langem Gewande, mit der freundlichen Rede, in dem Hause voll herrlicher Altertümer, machte den eigentümlichsten Eindruck; er war über die Maßen reinlich in allen Dingen, zumal beim Essen; da standen vor ihm auf dem weißen Linnen antike Gefäße und kristallene Becher². Seine Sinne waren so ausgebildet, daß er weder einen Esel schreien noch eine Säge knirschen, noch eine Mäusefalle quietschen hören konnte. Die Art, wie er einen ver-

¹ III, 80—95.

² Die folgenden Worte Vespasianos sind unübersetzbare: a vederlo in tavola così antico come era, era una gentilezza. (III, 92, wo übrigens einmal era ausgelassen ist.)

gnügungssüchtigen jungen Florentiner für seine Interessen gewinnt¹, ist gar zu anmutig, um sie hier nicht zu erzählen.

Piero de' Pazzi, Sohn eines vornehmen Kaufmanns und zu demselben Stande bestimmt, schön von Ansehen und sehr den Freuden der Welt ergeben, dachte an nichts weniger als an die Wissenschaft. Eines Tages, als er am Palazzo del Podestà² vorbeiging, rief ihn Niccoli zu sich heran, und er kam auf den Wink des hochangesehenen Mannes, obwohl er noch nie mit demselben gesprochen hatte. Niccoli fragte ihn: wer sein Vater sei? — er antwortete: Messer Andrea de' Pazzi; — jener fragte weiter: was sein Geschäft sei? — Piero erwiderte, wie wohl junge Leute tun: ich lasse es mir wohl sein, attendo a darmi buon tempo. — Niccoli sagte: Als Sohn eines solchen Vaters und mit solcher Gestalt begabt, solltest du dich schämen, die lateinische Wissenschaft nicht zu kennen, die für dich eine so große Zierde wäre; wenn du sie nicht erlernst, so wirst du nichts gelten, und sobald die Blüte der Jugend vorüber ist, ein Mensch ohne alle Bedeutung (*virtù*) sein. Als Piero dieses hörte, erkannte er sogleich, daß es die Wahrheit sei, und entgegnete: er würde sich gerne dafür bemühen, wenn er einen Lehrer fände; — Niccoli sagte: dafür lasse du mich sorgen. Und in der Tat schaffte er ihm einen gelehrt Mann für das Lateinische und für das Griechische, namens Pontano, welchen Piero wie einen Hausgenossen hielt und mit 100 Goldgulden im Jahre besoldete. Statt der bisherigen Üppigkeit studierte er nun Tag und Nacht und wurde ein Freund aller Gebildeten und ein großgesinnter Staatsmann. Die ganze Äneide und viele Reden des Livius lernte er auswendig, meist auf dem Wege zwischen Florenz und seinem Landhause zu Trebbio.

In anderm, höhern Sinne vertritt Giannozza Manetti³ das Altertum. Frühreif, fast als Kind, hatte er schon

¹ Ebenda III, 185 f.

² Laut Vespasiano einem gelehrt Stelldichein, wo auch disputiert wurde.

³ S. dessen Vita bei Murat. XX, Col. 532 f.

eine Kaufmanns-Lehrzeit durchgemacht und war Buchführer eines Bankiers; nach einiger Zeit aber erschien ihm dieses Tun eitel und vergänglich, und er sehnte sich nach der Wissenschaft, durch welche allein der Mensch sich der Unsterblichkeit versichern könne; er zuerst vom florentinischen Adel¹ vergrub sich nun in den Büchern und wurde, wie schon erwähnt, einer der größten Gelehrten seiner Zeit. Als ihn aber der Staat als Geschäftsträger, Steuerbeamten und Statthalter (in Pescia, Pistoja und Mugello) verwandte, versah er seine Ämter so, als wäre in ihm ein hohes Ideal erwacht, das gemeinsame Resultat seiner humanistischen Studien und seiner Religiosität. Er exequierte die gehässigsten Steuern, die der Staat beschlossen hatte, und nahm für seine Mühe keine Besoldung an; als Provinzialvorsteher wies er alle Geschenke zurück, sorgte für Kornzufuhr, schlichtete rastlos Prozesse und tat überhaupt alles für die Bändigung der Leidenschaften durch Güte. Die Pistojesen haben nie herausfinden können, welcher von ihren beiden Parteien er sich mehr zuneige; wie zum Symbol des gemeinsamen Schicksals und Rechtes verfaßte er in seinen Mußestunden die Geschichte der Stadt, welche dann in Purpureinband als Heiligtum im Stadtpalast aufbewahrt wurde. Bei seinem Weggang schenkte ihm die Stadt ein Banner mit ihrem Wappen und einen prachtvollen silbernen Helm. Für die übrigen gelehrten Bürger von Florenz in dieser Zeit muß schon deshalb auf Vespasiano (der sie alle kannte) verwiesen werden, weil der Ton, die Atmosphäre, in welcher er schreibt, die Voraussetzungen, unter welchen er mit jenen Leuten umgeht, noch wichtiger erscheinen als die einzelnen Leistungen selbst. Schon in einer Übersetzung, geschweige denn in den kurzen Andeutungen, auf welche wir hier beschränkt sind, müßte dieser beste Wert seines Buches verlorengehen. Er ist kein großer Autor, aber er kennt das ganze Treiben und hat ein tiefes Gefühl von dessen geistiger Bedeutung.

Wenn man dann den Zauber zu analysieren sucht, durch welchen die Medici des 15. Jahrhunderts, vor allem Cosimo

¹ [Besser wohl: als einer der ersten.]

der Ältere († 1464) und Lorenzo magnifico († 1492), auf Florenz und auf ihre Zeitgenossen überhaupt gewirkt haben, so ist neben aller Politik ihre Führerschaft auf dem Gebiete der damaligen Bildung das stärkste dabei. Wer in Cosimos Stellung als Kaufmann und lokales Parteihaupt noch außerdem alles für sich hat, was denkt, forscht und schreibt, wer von Hause aus als der erste der Florentiner und dazu von Bildungs wegen als der größte der Italiener gilt, der ist tatsächlich ein Fürst. Cosimo besitzt dann den speziellen Ruhm, in der platonischen Philosophie¹ die schönste Blüte der antiken Gedankenwelt erkannt, seine Umgebung mit dieser Erkenntnis erfüllt und so innerhalb des Humanismus eine zweite und höhere Neugeburt des Altertums ans Licht gefördert zu haben. Der Hergang wird uns sehr genau überliefert²; alles knüpfte sich an die Berufung des gelehrten Johannes Argyropulos und an den persönlichsten Eifer des Cosimo in seinen letzten Jahren, so daß, was den Platonismus betraf, der große Marsilio Ficino sich als den geistigen Sohn Cosimos bezeichnen durfte. Unter Pietro Medici sah sich Ficino schon als Haupt einer Schule; zu ihm ging auch Pietros Sohn, Cosimos Enkel, der erlauchte Lorenzo von den Peripatetikern über; als seine namhaftesten Mitschüler werden genannt: Bartolomeo Valori, Donato Acciajuoli und Pierfilippo Pandolfini. Der begeisterte Lehrer hat an mehreren Stellen seiner Schriften

¹ Was man von derselben vorher kannte, kann nur fragmentarisch gewesen sein. Eine wunderliche Disputation über den Gegensatz des Plato und Aristoteles fand 1438 zu Ferrara zwischen Hugo (Benzi) von Siena und den auf das Konzil gekommenen Griechen statt. Vgl. Aeneas Sylvius, *De Europa*, Cap. 52 (Opera S. 450).

² Bei Nic. Valori, im Leben des Lorenzo magn., ed. Galetti S. 167. — Vgl. Vespas. Fior. Piero Acciajuoli § 7. Die ersten Unterstützer des Arg. waren Piero und Donato Acciajuoli. Ebd. I, Card. Niceno § 1. Kardinal Bessarion und seine Parallele zwischen Plato und Aristoteles. Ebd. Card. Cusano § 1: Cusanus als Platoniker, freilich nur die Worte: grande platonista. Ebd. Vesc. Militense § 3. Der Katalanier Narciso und seine Disputation mit Argyropulos. Ebd. Leonardo d'Arezzo § 11: Einzelne platonische Dialoge schon von Leonardo Aretino übersetzt. Ebd. Vesc. di Cinque Chiese § 6: Die beginnende Einwirkung des Neoplatonismus.

erklärt, Lorenzo habe alle Tiefen des Platonismus durchforscht und seine Überzeugung ausgesprochen, ohne denselben wäre es schwer, ein guter Bürger und Christ zu sein. Die berühmte Reunion von Gelehrten, welche sich um Lorenzo sammelte, war durch diesen höhern Zug einer idealistischen Philosophie verbunden und vor allen andern Vereinigungen dieser Art ausgezeichnet. Nur in dieser Umgebung konnte ein Pico della Mirandolo sich glücklich fühlen. Das Schönste aber, was sich sagen läßt, ist, daß neben all diesem Kultus des Altertums hier eine geweihte Stätte italienischer Poesie war und daß von allen Lichtstrahlen, in die Lorenzos Persönlichkeit auseinander ging, gerade dieser der mächtigste heißen darf. Als Staatsmann beurteile ihn jeder, wie er mag (S. 75, 85); in die florentinische Abrechnung von Schuld und Schicksal mischt sich ein Ausländer nicht, wenn er nicht muß; aber eine ungerechtere Polemik gibt es nicht, als wenn man Lorenzo beschuldigt, er habe im Gebiet des Geistes vorzüglich Mediokritäten beschützt, und durch seine Schuld seien Leonardo da Vinci und der Mathematiker Fra Luca Pacciolo außer Landes, Toscanelli, Vespucci u. a. wenigstens unbefördert geblieben. Allseitig ist er wohl nicht gewesen, aber von allen Großen, welche je den Geist zu schützen und zu fördern suchten, einer der vielseitigsten, und derjenige, bei welchem dies vielleicht am meisten Folge eines tiefen inneren Bedürfnisses war.

Laut genug pflegt auch unser laufendes Jahrhundert den Wert der Bildung überhaupt und den des Altertums insbesondere zu proklamieren. Aber eine vollkommen enthusiastische Hingebung, ein Anerkennen, daß dieses Bedürfnis das erste von allen sei, findet sich doch nirgends wie bei jenen Florentinern des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts. Hiefür gibt es indirekte Beweise, die jeden Zweifel beseitigen: Man hätte nicht so oft die Töchter des Hauses an den Studien teilnehmen lassen, wenn letztere nicht absolut als das edelste Gut des Erdenlebens g-golten hätten; man hätte nicht das Exil zu einem Aufenthalt des Glückes gemacht wie Palla Strozzi; es hätten nicht Menschen, die sich sonst alles erlaubten, noch Kraft

und Lust behalten, die Naturgeschichte des Plinius kritisch zu behandeln wie Filippo Strozzi¹. Es handelt sich hier nicht um Lob oder Tadel, sondern um Erkenntnis eines Zeitgeistes in seiner energischen Eigentümlichkeit.

Außer Florenz gab es noch manche Städte in Italien, wo einzelne und ganze gesellschaftliche Kreise bisweilen mit Aufwand aller Mittel für den Humanismus tätig waren und die anwesenden Gelehrten unterstützten. Aus den Briefsammlungen jener Zeit kommt uns eine Fülle von persönlichen Beziehungen dieser Art entgegen². Die offizielle Gesinnung der höher Gebildeten trieb fast ausschließlich nach der bezeichneten Seite hin.

Doch es ist Zeit, den Humanismus an den Fürstenhöfen ins Auge zu fassen. Die innere Zusammengehörigkeit des Gewaltherrschers mit dem ebenfalls auf seine Persönlichkeit, auf sein Talent angewiesenen Philologen wurde schon früher (S. 8, 130) angedeutet; der letztere aber zog die Höfe eingestandenermaßen den freien Städten vor, schon um der reichlicheren Belohnungen willen. Zu der Zeit, da es schien, als könne der große Alfons von Aragon Herr von ganz Italien werden, schrieb Aeneas Sylvius³ an einen andern Sienesen: „Wenn unter seiner Herrschaft Italien den Frieden bekäme, so wäre mir das lieber, als (wenn es) unter Stadtregierungen (geschähe); denn ein edles Königsgemüt belohnt jede Trefflichkeit“⁴. Auch hier hat man in neuester Zeit die unwürdige Seite, das

¹ Varchi, *Stor. fiorent.* L. IV S. 521. Ein geistvolles Lebensbild.

² Die obengenannten Biographien Rosminis (über Guarino und Vittorino), sowie Shepherd, *Life of Poggio*, besonders in der durch Zusätze und Verbesserungen ausgezeichneten italienischen Übersetzung von T. Tonelli (2 Bde., Florenz 1825) und der von diesem herausgegebene Briefwechsel Poggios (2 Bde., Florenz 1835 ff.), die Briefe Poggios bei Mai, *Specilegium*, Tom. X, Rom 1844, S. 221—272, enthalten vieles hierüber. [Weitere, neu entdeckte Briefe Poggios bei Walser, *Poggio Florentinus* (Leipzig 1914), S. 428 ff.).

³ Epist. 59; *Opera* S. 526, an Mariano Socino.

⁴ Es darf nicht irremachen, daß daneben eine fortlaufende Reihe von Klagen über die Geringfügigkeit des fürstlichen Mäzenates und über die Gleichgültigkeit mancher Fürsten gegen den Ruhm sich breitmacht. So z. B. bei Bapt. Mantuan., *Eclog. V*, noch aus dem 15. Jahrhundert.—Es war nicht möglich, allen genugzutun.

erkaufte Schmeicheln, zu sehr hervorgehoben, wie man sich früher von dem Humanistenlob allzu günstig für jene Fürsten stimmen ließ. Alles in allem genommen, bleibt es immer ein überwiegend vorteilhaftes Zeugnis für letztere, daß sie an der Spitze der Bildung ihrer Zeit und ihres Landes — wie einseitig dieselbe sein möchte — glaubten stehen zu müssen. Vollends bei einigen Päpsten¹ hat die Furchtlosigkeit gegenüber den Konsequenzen der damaligen Bildung etwas unwillkürlich Imposantes. Nikolaus V. war beruhigt über das Schicksal der Kirche, weil Tausende gelehrter Männer ihr hilfreich zur Seite ständen. Bei Pius II. sind die Opfer für die Wissenschaft lange nicht so großartig, sein Poetenhof erscheint sehr mäßig, allein er selbst ist noch weit mehr das persönliche Haupt der Gelehrtenrepublik als sein zweiter Vorgänger und genießt dieses Ruhmes in vollster Sicherheit. Erst Paul II. war mit Furcht und Mißtrauen gegen den Humanismus seiner Sekretäre erfüllt, und seine drei Nachfolger, Sixtus, Innocenz und Alexander, nahmen wohl Dedikationen an und ließen sich andichten, soviel man wollte — es gab sogar eine Borgiade, wahrscheinlich in Hexametern² —, waren aber zu sehr anderweitig beschäftigt und auf andere Stützpunkte ihrer Gewalt bedacht, um sich viel mit den Poeten-Philologen einzulassen. Julius II. fand Dichter, weil er selber ein bedeutender Gegenstand war (S. 111), scheint sich übrigens nicht viel um sie gekümmert zu haben.

Da folgte auf ihn Leo X., „wie auf Romulus Numa“, d. h. nach dem Waffenlärm des vorigen Pontifikats hoffte man auf ein ganz den Musen geweihtes. Der Genuß

¹ [Im einzelnen vgl. die oft angeführten Werke von Gregorovius, Pastor, Voigt.]

² Lil. Greg. Gyraldus, *De poetis nostri temporis*, ed. Wotke S. 38, bei Anlaß des Sphaerulus von Camerino. Der gute Mann wurde damit nicht zur rechten Zeit fertig und hatte seine Arbeit noch 40 Jahre später im Pult. — Über die magern Honorare des Sixtus IV. vgl. Pierio Valer. *de infelic. lit.* bei Anlaß des Theodorus Gaza. — Das absichtliche Fernhalten der Humanisten vom Kardinalat bei den Päpsten vor Leo vgl. Lor. Granas Leichenrede auf Kardinal Egidio, *Anecd. litt.* IV S. 307.

schöner lateinischer Prosa und wohlautenden Verse gehörte mit zu Leos Lebensprogramm, und so viel hat sein Mäzenat allerdings in dieser Beziehung erreicht, daß seine lateinischen Poeten in zahllosen Elegien, Oden, Epigrammen, Sermonen jenen fröhlichen, glänzenden Geist der leonischen Zeit, welchen die Biographie des Jovius atmet, auf bildliche Weise darstellten¹. Vielleicht ist in der ganzen abendländischen Geschichte kein Fürst, welchen man im Verhältnis zu den wenigen darstellbaren Ereignissen seines Lebens so vielseitig verherrlicht hätte. Zugang zu ihm hatten die Dichter hauptsächlich um Mittag, wann die Saitenvirtuosen aufgehört hatten²; aber einer der besten der ganzen Schar³ gibt zu verstehen, daß sie ihm auch sonst auf Schritt und Tritt in den Gärten wie in den innersten Gemächern des Palastes beizukommen suchten, und wer ihn da nicht erreichte, versuchte es mit einem Bettelbriefe in Form einer Elegie, worin der ganze Olymp vorkam⁴. Denn Leo, der kein Geld beisammen sehen konnte und lauter heitere Minen zu erblicken wünschte, schenkte auf eine Weise, deren Andenken sich in den folgenden knappen Zeiten rasch zum Mythus verklärte⁵. Von seiner Reorganisation der Sapienza ist bereits (S. 194) die Rede gewesen.

Um Leos Einfluß auf den Humanismus nicht zu gering zu taxieren, muß man den Blick frei halten von den vielen Spielereien, die dabei mit unterliefen; man darf sich nicht irremachen lassen durch die bedenklich scheinende Ironie (S. 147), mit der er selbst diese Dinge bisweilen behandelt; das Urteil muß ausgehen von den großen

¹ Das Beste in den *Deliciae poetarum italorum* und in den Beilagen zu den verschiedenen Ausgaben von Roscoe, *Leo X.*

² Paul. Jov. *Elogia doct. vir.* S. 151, bei Anlaß von Guido Posthumus.

³ Pierio Valeriano in seiner „*Simia*“.

⁴ S. die Elegie des Joh. Aurelius Mutius in den *Deliciae poet. ital.*

⁵ Die bekannte Geschichte von der purpursamten Börse mit Goldpäckchen verschiedener Größe, in welche Leo blindlings hineingreift, bei Giraldi Hecatommithi, VI, Nov. 8. Dafür wurden Leos lateinische Tafelimprovisatoren, wenn sie gar zu hinkende Verse machten, mit Peitschen geschlagen. Lil. Greg. Gyraldus. *De poetis nostri temp.*, Opp. II, 398 (Bas. 1580).

geistigen Möglichkeiten, welche in den Bereich der „Anregung“ fallen und schlechterdings nicht im ganzen zu berechnen, wohl aber für die genauere Forschung in manchen einzelnen Fällen tatsächlich nachzuweisen sind. Was die italienischen Humanisten seit etwa 1520 auf Europa gewirkt haben, ist immer irgendwie von dem Antriebe bedingt, der von Leo ausging. Er ist derjenige Papst, welcher im Druckprivilegium für den neugewonnenen Tacitus¹ sagen durfte: die großen Autoren seien eine Norm des Lebens, ein Trost im Unglück; die Förderung der Gelehrten und der Erwerb trefflicher Bücher habe ihm von jeher als ein höchstes Ziel gegolten, und auch jetzt danke er dem Himmel, den Nutzen des Menschengeschlechts durch Begünstigung dieses Buches befördern zu können.

Wie die Verwüstung Roms 1527 die Künstler zerstreute, so trieb sie auch die Literaten nach allen Winden auseinander und breitete den Ruhm des großen verstorbenen Beschützers erst recht bis in die äußersten Enden Italiens aus.

Von den weltlichen Fürsten des 15. Jahrhunderts zeigt den höchsten Enthusiasmus für das Altertum Alfons der Große von Aragon, König von Neapel (S. 34). Es scheint, daß er dabei völlig naiv war, daß die antike Welt in Denkmälern und Schriften ihm seit seiner Ankunft in Italien einen großen, überwältigenden Eindruck machte, welchem er nun nachleben mußte. Wunderbar leicht gab er sein trotziges Aragon samt Nebenlanden an seinen Bruder auf, um sich ganz dem neuen Besitz zu widmen. Er hatte teils nach-, teils nebeneinander in seinen Diensten² den Georg von Trapezunt, den jüngeren Chrysoloras, namens Giovanni, den Lorenzo Valla, den Bartolomeo Fazio und den Antonio Panormita, welche seine Geschichtsschreiber wurden; der letztere mußte ihm und seinem Hofe täglich den Livius erklären, auch während

¹ Roscoe, Leone X, ed. Bossi IV, 181.

² Vespas. Fior. Re Alfonso passim. Die Übersetzungen aus dem Griechischen, die A. machen ließ, das. S. 29. — Vita Jan. Manetti bei Murat. XX, Col. 541 f. 550 f. 595. — Panormita, De dictis et factis Alphonsi, regis Aragonum libri quatuor. Commentar. in eosdem Aeneae Sylvii, hrsg. von Jacob Spiegel, Basel 1538

der Feldzüge im Lager. Diese Leute kosteten ihn jährlich über 20 000 Goldgulden; dem Fazio schenkte er für die Historia Alphonsi über die 500 Dukaten Jahresbesoldung, am Schluß der Arbeit noch 1500 Goldgulden obendrein, mit den Worten: „Es geschieht nicht, um Euch zu bezahlen, denn Euer Werk ist überhaupt nicht zu bezahlen, auch nicht, wenn ich Euch eine meiner besten Städte gäbe; aber mit der Zeit will ich versuchen, Euch zufriedenzustellen.“ Als er den Giannozzo Manetti unter den glänzendsten Bedingungen zu seinem Sekretär nahm, sagte er: „Mein letztes Brot würde ich mit Euch teilen.“ Schon als Gratulationsgesandter von Florenz bei der Hochzeit des Prinzen Ferrante hatte Giannozzo einen solchen Eindruck auf den König gemacht, daß dieser „wie ein Erzbild“ regungslos auf dem Throne saß und nicht einmal Mücken abwehrte. Seine Lieblingsstätte scheint die Bibliothek des Schlosses von Neapel gewesen zu sein, wo er an einem Fenster mit besonders schöner Aussicht gegen das Meer saß und den Weisen zuhörte, wenn sie z. B. über die Trinität diskutierten. Denn er war auch völlig religiös und ließ sich außer Livius und Seneca auch die Bibel vortragen, die er beinahe auswendig wußte. Wer will die Empfindung genau erraten, die er den vermeintlichen Gebeinen des Livius zu Padua (S. 137) widmete? Als er auf große Bitten von den Venezianern einen Armknochen davon erhielt und ehrfurchtsvoll in Neapel in Empfang nahm, mag in seinem Gemüte Christliches und Heidnisches sonderbar durcheinander gegangen sein. Auf einem Feldzuge in den Abruzzen zeigte man ihm das ferne Sulmona, die Heimat des Ovid, und er grüßte die Stadt und dankte dem Genius des Ortes; offenbar tat es ihm wohl, die Weissagung des großen Dichters über seinen künftigen Ruhm¹ wahr machen zu können. Einmal gefiel es ihm auch, selber in antiker Weise aufzutreten, nämlich bei seinem berühmten Einzug in das definitiv eroberte Neapel (1443); unweit vom Mercato wurde eine 40 Ellen weite Bresche in die Mauer gelegt; durch diese

¹ Ovid Amores III, 11, vs. 11. — Jovian. Pontan., De principe.

fuhr er auf einem goldenen Wagen wie ein römischer Triumphator¹. Auch die Erinnerung hie von ist durch einen herrlichen marmornen Triumphbogen im Castello nuovo verewigt. — Seine neapolitanische Dynastie (S. 34 f.) hat von diesem antiken Enthusiasmus wie von all seinen guten Eigenschaften wenig oder nichts geerbt.

Ungleich gelehrter als Alfonso war Federigo von Urbino², der weniger Leute um sich hatte, gar nichts verschwendete und, wie in allen Dingen, so auch in der Aneignung des Altertums planvoll verfuhr. Für ihn und für Nikolaus V. sind die meisten Übersetzungen aus dem Griechischen und eine Anzahl der bedeutendsten Kommentare, Bearbeitungen u. dgl. verfaßt worden. Er gab viel aus, aber zweckmäßig, an die Leute, die er brauchte. Von einem Poetenhof war in Urbino keine Rede; der Herr selber war der Gelehrteste. Das Altertum war allerdings nur ein Teil seiner Bildung; als vollkommener Fürst, Feldherr und Mensch bemeisterte er einen großen Teil der damaligen Wissenschaft überhaupt, und zwar zu praktischen Zwecken, um der Sache willen. Als Theologe z. B. verglich er Thomas und Scotus und kannte auch die alten Kirchenväter des Orients und Okzidents, erstere in lateinischen Übersetzungen. In der Philosophie scheint er den Plato gänzlich seinem Zeitgenossen Cosimo überlassen zu haben; von Aristoteles aber kannte er nicht nur Ethik und Politik genau, sondern auch die Physik und mehrere andere Schriften. In seiner sonstigen Lektüre wogen die sämtlichen antiken Historiker, die er besaß, beträchtlich vor; diese und nicht die Poeten „las er immer wieder und ließ sie sich vorlesen“.

Die Sforza³ sind ebenfalls alle mehr oder weniger gelehrt und erweisen sich als Mäzenaten (S. 24, 38 f.), wovon gelegentlich die Rede gewesen ist. Herzog Francesco mochte

¹ Giorn. napolet. bei Murat. XXI, Col. 1127.

² Vespas. Fior. Proemio § 4, Federigo duca § 23: Volle aver piena notizia d' ogni cosa, così sacra come gentile. — Vgl. oben S. 43 f. u. 179.

³ Beim letzten Visconti streiten sich noch Livius und die französischen Ritterromane nebst Dante und Petrarca um die Teilnahme des Fürsten. Die Humanisten, welche sich bei ihm meldeten und

bei der Erziehung seiner Kinder die humanistische Bildung als eine Sache betrachten, die sich schon aus politischen Gründen von selbst verstehe; man scheint es durchgängig als Vorteil empfunden zu haben, wenn der Fürst mit den Gebildetsten auf gleichem Fuße verkehren konnte. Lodovico Moro, selber ein trefflicher Latinist, zeigt dann eine Teilnahme an allem Geistigen, die schon weit über das Altertum hinausgeht (S. 39 f.).

Auch die kleineren Herrscher suchten sich ähnlicher Vorteile zu bemächtigen, und man tut ihnen unrecht, wenn man glaubt, sie hätten ihre Hofliteraten nur genährt, um von denselben gerühmt zu werden. Ein Fürst wie Borso von Ferrara (S. 47 ff.) macht bei aller Eitelkeit doch gar nicht mehr den Effekt, als erwartete er die Unsterblichkeit von den Dichtern, so eifrig ihm dieselben mit einer „Borseis“ u. dgl. aufwarteten; dazu ist sein Herrschergefühl bei weitem zu sehr entwickelt. Allein der Umgang mit Gelehrten, das Interesse für das Altertum, das Bedürfnis nach eleganter lateinischer Epistolographie waren von dem damaligen Fürstentum unzertrennlich. Wie sehr hat es noch der praktisch hochgebildete Herzog Alfonso (S. 47) beklagt, daß ihn die Kränklichkeit in der Jugend einseitig auf Erholung durch Handarbeit hingewiesen¹! Oder hat er sich mit dieser Ausrede doch eher nur die Literaten vom Leibe gehalten? In eine Seele wie die seinige schauten schon die Zeitgenossen nicht recht hinein.

Selbst die kleinsten romagnolischen Tyrannen können nicht leicht ohne einen oder mehrere Hofhumanisten auskommen; der Hauslehrer und Sekretär sind dann öfter *eine* Person, welche zeitweise sogar das Faktotum des Hofes wird². Man ist mit der Verachtung dieser kleinen Ver-

ihn „berühmt machen“ wollten, pflegte er nach wenigen Tagen wieder wegzuschicken. Vgl. Decembrio, bei Murat. XX, Col. 1014.

¹ Paul. Jovii Vita Alfonsi ducis.

² Über Collenuccio am Hofe des Giovanni Sforza von Pesaro (Sohn des Alessandro, S. 27), der ihn zuletzt mit dem Tode lohnte, s. S. 130 A. 1. — Beim letzten Ordelaffo zu Forli versah Codrus Urceus die Stelle. — Unter den gebildeten Tyrannen ist auch der 1488 von seiner Gattin ermordete Galeotto Manfredi von Faenza zu nennen; ebenso einzelne Bentivogli von Bologna.

hältnisse insgemein etwas zu rasch bei der Hand, indem man vergißt, daß die höchsten Dinge des Geistes gerade nicht an den Maßstab gebunden sind.

Ein sonderbares Treiben muß jedenfalls an dem Hofe zu Rimini unter dem frechen Heiden und Condottiere Sigismondo Malatesta geherrscht haben. Er hatte eine Anzahl von Philologen um sich und stattete einzelne von ihnen reichlich, z. B. mit einem Landgut, aus, während andere als Offiziere ihren Lebensunterhalt hatten¹. In seiner Burg — arx Sismunda — halten sie ihre oft sehr giftigen Disputationen, in Gegenwart des „rex“, wie sie ihn nennen; in ihren lateinischen Dichtungen preisen sie natürlich ihn und besingen seine Liebschaft mit der schönen Isotta, zu deren Ehren eigentlich der berühmte Umbau von San Francesco in Rimini erfolgte, als ihr Grabdenkmal, Divae Isottae Sacrum. Und wenn die Philologen sterben, so kommen sie in (oder unter) die Sarkophage zu liegen, womit die Nischen der beiden Außenwände dieser nämlichen Kirche geschmückt sind; eine Inschrift besagt dann, der Betreffende sei hier beigesetzt worden zur Zeit, da Sigismundus, Pandulfus' Sohn, herrschte.

Man würde es heute einem Scheusal, wie dieser Fürst war, schwerlich glauben, daß Bildung und gelehrter Umgang ihm ein Bedürfnis seien, und doch sagt der, welcher ihn exkommunizierte, in effigie verbrannte und bekriegte, nämlich Papst Pius II.: „Sigismondo kannte die Historien und besaß eine große Kunde der Philosophie; zu allem, was er ergriff, schien er geboren².

¹ Anecd. litt. II S. 305 ff., 405. Basinius von Parma spottet über Porcellio und Tommaso Seneca: sie als hungrige Parasiten müßten in ihrem Alter noch die Soldaten spielen, indes er mit ager und villa ausgestattet sei. (Um 1460, ein belehrendes Aktenstück, aus welchem hervorgeht, daß es noch Humanisten, wie die zwei letztgenannten, gab, welche sich gegen das Aufkommen des Griechischen zu wehren suchten.)

² Pii II. Comment., L. II S. 92. Historiae ist hier der Inbegriff des ganzen Altertums.

SIEBENTES KAPITEL

REPRODUKTION DES ALTERTUMS: EPISTOLOGRAPHIE UND LATEINISCHE REDE

Zu zweien Zwecken aber glaubten Republiken wie Fürsten und Päpste des Humanisten durchaus nicht entbehren zu können: zur Abfassung der Briefe und zur öffentlichen, feierlichen Rede.

Der Sekretär muß nicht nur von Stiles wegen ein guter Lateiner sein, sondern umgekehrt: Nur einem Humanisten traut man die Bildung und Begabung zu, welche für einen Sekretär nötig ist. Und so haben die größten Männer der Wissenschaft im 15. Jahrhundert meist einen beträchtlichen Teil ihres Lebens hindurch dem Staat auf diese Weise gedient. Man sah dabei nicht auf Heimat und Herkunft; von den vier großen florentinischen Sekretären, die seit 1427 bis 1465 die Feder führten¹, sind drei aus der Untertanenstadt Arezzo: nämlich Leonardo Bruni, Carlo Marzuppi und Benedetto Accolti; Poggio war von Terra nuova, ebenfalls im florentinischen Gebiet. Hatte man doch schon lange mehrere der höchsten Stadtämter prinzipiell mit Ausländern besetzt. Leonardo, Poggio und Giannozzo Manetti waren auch zeitweise Geheimschreiber der Päpste, und Carlo Aretino sollte es werden. Blondus von Forli und trotz allem zuletzt auch Lorenzo Valla rückten in dieselbe Würde vor. Mehr und mehr zieht der päpstliche Palast seit Nikolaus V. und Pius II.² die bedeutendsten Kräfte in seine Kanzlei, selbst unter jenen sonst nicht literarisch gesinnten letzten Päpsten des 15. Jahrhunderts. In der Papstgeschichte des Platina ist das Leben Pauls II. nichts anderes als die ergötzliche Rache des Humanisten an dem einzigen Papst, der seine Kanzlei nicht zu behandeln verstand, jenen Verein von „Dichtern und Rednern, die der Kurie ebensoviel Glanz verliehen, als sie von ihr

¹ Fabroni, Cosmus Adnot. 117. — Vespas. Fior. passim. — Eine Hauptstelle über das, was die Florentiner von ihren Sekretären verlangten, bei Aeneas Sylvius, De Europa, cap. 54 (Opera S. 454).

² [Über das neue Kollegium der Abbreviatoren, welches Pius gründete, vgl. Pastor II² S. 304.]

empfingen". Man muß diese stolzen Herren aufbrausen sehen, wann ein Präzedenzstreit eintritt, wenn z. B. die *Advocati consistoriales* gleichen Rang mit ihnen, ja den Vortritt in Anspruch nehmen¹. In einem Zuge wird appelliert an den Evangelisten Johannes, welchem die *Secreta coelestia* enthüllt gewesen, an den Schreiber des Porsenna, welchen M. Scävola für den König selber gehalten, an Mäcenas, welcher Augusts Geheimschreiber war, an die Erzbischöfe, welche in Deutschland Kanzler heißen usw.². „Die apostolischen Schreiber haben die ersten Geschäfte der Welt in Händen, denn war anders als sie schreibt und verfügt in Sachen des katholischen Glaubens, der Bekämpfung der Ketzerei, der Herstellung des Friedens, der Vermittlung zwischen den größten Monarchen? Wer als sie liefert die statistischen Übersichten der ganzen Christenheit? Sie sind es, die Könige, Fürsten und Völker in Bewunderung versetzen durch das, was von den Päpsten ausgeht; sie verfassen die Befehle und Instruktionen für die Legaten; ihre Befehle empfangen sie aber nur vom Papst, und sind derselben zu jeder Stunde des Tages und der Nacht gewärtig.“ Den Gipfel des Ruhmes erreichten aber doch erst die beiden berühmten Sekretäre und Stilisten Leos X.: Pietro Bembo und Jacopo Sadoleto.

Nicht alle Kanzleien schrieben elegant; es gab einen ledernen Beamtenstil in höchst unreinem Latein, welcher die Mehrheit für sich hatte. Ganz merkwürdig stechen in den mailändischen Aktenstücken, welche Corio mitteilte, neben diesem Stil die paar Briefe hervor, welche von den Mitgliedern des Fürstenhauses selber, und zwar in den wichtigsten Momenten, verfaßt sein müssen³; sie sind von der

¹ *Anecdota lit.* I, 119 f. Plaidoyer des Jacobus Volaterranus im Namen der Sekretäre, ohne Zweifel aus der Zeit Sixtus' IV. — Der humanistische Anspruch der Konsistorialadvokaten beruhte auf ihrer Redekunst, wie der der Sekretäre auf den Briefen.

² Die wirkliche kaiserliche Kanzlei unter Friedrich III. kannte Aeneas Sylvius am besten. Vgl. Epp. 23 und 105, *Opera* S. 516 und 607.

³ Corio, *Storia di Milano* S. 449, der Brief der Isabella von Aragon an ihren Vater Alfons von Neapel; S. 451. 464, zwei Briefe des Moro an Karl VIII. — Womit zu vergleichen das Histörchen in den *Lettere*

reinsten Latinität. Den Stil auch in der Not zu wahren, erschien als ein Gebot der guten Lebensart und als Folge der Gewöhnung. Man kann sich denken, wie emsig in jenen Zeiten die Briefsammlungen des Cicero, Plinius und anderer studiert wurden. Es erschien schon im 15. Jahrhundert eine ganze Reihe von Anweisungen und Formularen zum lateinischen Briefschreiben, als Seitenzweig der großen grammatischen und lexikographischen Arbeiten, deren Masse in den Bibliotheken noch heute Erstaunen erregt. Je mehr Unberufene aber mit dergleichen Hilfsmitteln sich an die Aufgabe wagten, desto mehr nahmen sich die Virtuosen zusammen, und die Briefe Polizianos und im Beginn des 16. Jahrhunderts die des Pietro Bembo erschienen dann als die irgend erreichbaren Meisterwerke, nicht nur des lateinischen Stils, sondern der Epistographie als solcher.

Daneben meldet sich mit dem 16. Jahrhundert auch ein klassischer italienischer Briefstiel, wo Bembo wiederum an der Spitze steht. Es ist eine völlig moderne, vom Lateinischen mit Absicht ferngehaltene Schreibart, und doch geistig total vom Altertum durchdrungen und bestimmt.

Viel glänzender noch als der Briefschreiber tritt der Redner¹ hervor, in einer Zeit und bei einem Volke, wo das Hören als ein Genuß ersten Ranges galt und wo das Phantasiebild des römischen Senates und seiner Redner alle Geister beherrschte. Von der Kirche, bei welcher sie im Mittelalter ihre Zuflucht gehabt, wird die Eloquenz vollkommen emanzipiert; sie bildet ein notwendiges Element und eine Zierde jedes erhöhten Daseins. Sehr viele festliche Augenblicke, die gegenwärtig mit der Musik ausgefüllt werden, gehörten damals der lateinischen oder italienischen Rede, worüber sich jeder unserer Leser seine eigenen Gedanken machen möge.

pittoriche III, 86 (Sebast. del Piombo an Aretino), wie Clemens VII. während der Verwüstung Roms im Kastell seine Gelehrten aufbietet und sie eine Epistel an Karl V. konzipieren lässt, jeden besonders.

¹ Man vgl. die Reden in den Opera des Philephus, Sabellicus, Beroaldus d. ä. usw. und die Schriften und Biographien des Gian. Mag. Aeneas Sylvius usw.

Welches Standes der Redner war, galt völlig gleich; man bedurfte vor allem des virtuosenhaft ausgebildeten humanistischen Talentes. Am Hofe des Borsso von Ferrara hat der Hofarzt, Jeronimo da Castello, sowohl Friedrich III. als Pius II. zum Willkomm anreden müssen¹; verheiratete Laien besteigen in den Kirchen die Kanzeln bei jedem festlichen oder Traueranlaß, ja selbst an Heiligenfesten. Es war den außeritalischen Basler Konzilsherren etwas Neues, daß der Erzbischof von Mailand am Ambrosiustage den Aeneas Sylvius auftreten ließ, welcher noch keine Weihe empfangen hatte; trotz dem Murren der Theologen ließen sie sich es gefallen und hörten mit größter Begier zu². Überblicken wir zunächst die wichtigern und häufigern Anlässe des öffentlichen Redens.

Vor allem heißen die Gesandten von Staat an Staat nicht vergebens Oratoren; neben der geheimen Unterhandlung gab es ein unvermeidliches Paradestück, eine öffentliche Rede, vorgetragen unter möglichst pomphaften Umständen³. In der Regel führte von dem oft sehr zahlreichen Personal einer zugestandenermaßen das Wort, aber es passierte doch dem Kenner Pius II., vor welchem sich gerne jeder hören lassen wollte, daß er eine ganze Gesandtschaft, einen nach dem andern anhören mußte⁴. Dann redeten gelehrte Fürsten, die des Wortes mächtig waren, gerne und gut selber, italienisch oder lateinisch. Die Kinder des Hauses Sforza waren hierauf eingeschult. Der ganz junge Ga-

¹ Diario Ferrarese bei Murat. XXIV, Col. 198. 205.

² Pii II. Comment., L. I S. 10.

³ So groß der Succeß des glücklichen Redners war, so furchtbar war natürlich das Steckenbleiben vor großen und erlauchten Versammlungen. Schreckensbeispiele sind gesammelt bei Petrus Crinitus, *De honesta disciplina* V, cap. 5. Vgl. Vesp. Fior. S. 319. (Amm. Trav.), 431 (Piero Acciajuoli).

⁴ Pii II. Comment., L. IV S. 205. Es waren noch dazu Römer, die ihn in Viterbo erwarteten. *Singuli per se verba fecere, ne alias melior videretur, cum essent eloquentia ferme pares.* — Daß der Bischof von Arezzo nicht das Wort führen durfte für die Kollektivgesandtschaft der italienischen Staaten an den neu gewählten Alexander VI., zählt Guicciardini (zu Anfang des I. B.) ganz ernsthaft unter den Ursachen auf, welche das Unglück Italiens 1494 herbeiführen halfen.

leazzo Maria sagte schon 1455 im großen Rat zu Venedig ein fließendes Exerzitium her¹, und seine Schwester Ippolita begrüßte den Papt Pius II. auf dem Kongreß zu Mantua mit einer zierlichen Rede². Pius II. selbst hat offenbar als Redner in allen Zeiten seines Lebens seiner letzten Standeserhöhung mächtig vorgearbeitet; als größter kurialer Diplomat und Gelehrter wäre er vielleicht doch nicht Papst geworden ohne den Ruhm und den Zauber seiner Redksamkeit. „Denn nichts war erhabener als der Schwung seiner Rede“³. Gewiß galt er für Unzählige schon deshalb als der des Papsttums Würdigste, bereits vor der Wahl. Sodann wurden die Fürsten bei jedem feierlichen Empfang angeredet, und zwar oft in stundenlanger Oration. Natürlich geschah dies nur, wenn der Fürst als Redefreund bekannt war oder dafür gelten wollte⁴, und wenn man einen genügenden Redner vorrätig hatte, mochte es ein Hofliterat, Universitätsprofessor, Beamter, Arzt oder Geistlicher sein. Auch jeder andere politische Anlaß wird begierig ergriffen, und je nach dem Ruhm des Redners läuft alles herbei, was die Bildung verehrt. Bei alljährlichen Beamterneuerungen, sogar bei Einführung neu ernannter Bischöfe muß irgendein Humanist auftreten, der bisweilen⁵ in sapphischen Strophen oder Hexametern spricht; auch mancher neu antretende Beamte selbst mußte eine unumgängliche Rede halten über sein Fach, z. B. „über die Gerechtigkeit“;

¹ Mitgeteilt von Marin Sanudo, bei Murat. XXII, Col. 1160.

² Pii II. Comment., L. II S. 107. Vgl. S. 87. — Eine andere lateinische Rednerin fürstlichen Standes war Madonna Battista Montefeltro, vermählte Malatesta, welche König Sigismund und Papst Martin haranguierte. Vgl. Arch. stor. IV, 1 S. 422 Nota.

³ De expeditione in Turcas, bei Murat. XXIII, Col. 68. Nihil enim Pii concionantis majestate sublimius. — Außer dem naiven Wohlgefallen, womit Pius selbst seine Erfolge schildert, vgl. Campanus, Vita Pii II. bei Murat. III, 2 passim.

⁴ Karl V. hat doch einmal, als er in Genua der Blumensprache eines lateinischen Redners nicht folgen konnte, vor Giovios Ohren geseufzt: „Ach, wie hat mein Lehrer Hadrian einst recht gehabt, als er mir weissagte, ich würde für meinen kindischen Unfleiß im Lateinischen gezüchtigt werden!“ Paul. Jov. Vita Hadriani VI.

⁵ Lil. Greg. Giraldus, De poetis nostri temp., ed. Wotke S. 72, bei Anlaß des Collenuccio. — Filelfo, ein verheirateter Laie, hält im Dom von Como die Einführungsrede für den Bischof Scarambi 1480.

wohl ihm, wenn er darauf geschult ist. In Florenz zieht man auch die Condottieren — sie mögen sein, wer und wie sie wollen — in das landesübliche Pathos hinein und läßt sie bei Überreichung des Feldherrnstabes durch den gelehrtesten Staatssekretär vor allem Volk haranguieren¹. Es scheint, daß vor dem Palazzo dei Signori eine eigentliche Rednerbühne (rostra, ringhiera) angebracht war.

Von Anniversarien werden besonders die Todestage der Fürsten durch Gedächtnisreden gefeiert. Auch die eigentliche Leichenrede ist vorherrschend dem Humanisten anheimgefallen, der sie in der Kirche, in weltlichem Gewand, rezitiert, und zwar nicht nur am Sarge von Fürsten, sondern auch von Beamten und andern namhaften Leuten². Ebenso verhält es sich oft mit Verlobungs- und Hochzeitsreden, nur daß diese (wie es scheint) nicht in der Kirche, sondern im Palast, z. B. wie die des Filelfo, bei der Vermählung der Anna Sforza mit Alfonso d'Este im Kastell von Mailand gehalten wurden. (Es könnte immerhin in der Palastkapelle geschehen sein.) Auch angesehene Privatleute ließen sich wohl einen solchen Hochzeitsredner als vornehmen Luxus gefallen. In Ferrara ersuchte man bei solchen Anlässen einfach den Guarino³, er möchte einen seiner Schüler senden. Die Kirche als solche besorgte bei Trauungen und Leichen nur die eigentlichen Zeremonien. Von den akademischen Reden sind die bei Einführung neuer Professoren und die bei Kurseröffnungen⁴ von den Professoren selbst gehaltenen mit dem größten rhetorischen Aufwand behandelt. Der gewöhnliche Kathedervortrag näherte sich ebenfalls oft der eigentlichen Rede⁵.

Bei den Advokaten gab das jeweilige Auditorium den Maßstab für die Behandlung der Rede. Je nach Umständen

¹ Fabroni, Cosmus, Adnot. 52.

² Was doch z. B. dem Jac. Volaterranus (bei Murat. XXIII, Col. 171) bei Platinas Gedächtnisfeier einigen Anstoß gab.

³ Anecdota lit. I S. 299 in Fedras Leichenrede auf Lod. Podocatario, welchen Guarino vorzugsweise zu solchen Aufträgen bestimmte.

⁴ Von solchen Einleitungsvorlesungen sind viele erhalten, in den Werken des Sabellicus, Beroaldus maior, Codrus Urceus usw.

⁵ Den ausgezeichneten Ruhm von Pomponazzos Vortrag s. bei Pauli Jovii Elogia.

wurde dieselbe mit dem vollen philologisch-antiquarischen Pomp ausgestattet.

Eine ganz eigene Gattung sind die italienisch gehaltenen Anreden an die Soldaten, teils vor dem Kampf, teils nachher. Federigo von Urbino¹ war hierfür klassisch, einer Schar nach der andern, wie sie kampfgerüstet dastanden, flößte er Stolz und Begeisterung ein. Manche Rede in den Kriegsschriftstellern des 15. Jahrhunderts, z. B. bei Porcellius (S. 92), möchte nur teilweise fingiert sein, teilweise aber auf wirklich gesprochenen Worten beruhen. Wieder etwas anderes waren die Anreden an die seit 1506 hauptsächlich auf Machiavells Betrieb organisierte florentinische Miliz², bei Anlaß der Musterungen und später bei einer besondern Jahresfeier. Diese sind von allgemein patriotischem Inhalt; es hielt sie in der Kirche jedes Quartiers vor den dort versammelten Milizen ein Bürger im Brustharnisch, mit dem Schwert in der Hand.

Endlich ist im 15. Jahrhundert die eigentliche Predigt bisweilen kaum mehr von der Rede zu scheiden, insofern viele Geistliche in den Bildungsgeist des Altertums mit eingetreten waren und etwas darin gelten wollten. Hat doch selbst der schon seit Lebzeiten heilige, vom Volk angebetete Gassenprediger Bernardino da Siena es für seine Pflicht gehalten, den rhetorischen Unterricht des berühmten Guarino nicht zu verschmähen, obwohl er nur italienisch zu predigen hatte. Die Ansprüche, zumal an die Fastenprediger, waren damals ohne Zweifel so groß als je; hie und da gab es auch ein Auditorium, welches sehr viel Philosophie auf der Kanzel vertragen konnte und, scheint es, von Bildung wegen verlangte³. Doch wir haben es hier mit den vornehmen lateinischen Kasualpredigern zu tun. Manche Gelegenheit nahmen ihnen, wie gesagt, gelehrte Laien vom Munde weg. Reden an bestimmten Heiligenagen,

¹ Vespas. Fior. Federico duca § 16. Vgl. die Geschichte, wie Giannozzo Manetti zu ihm ins Lager kommt.

² Arch. stor. XV S. 113. 121. Canestrinis Einleitung S. 32 f., der Abdruck zweier Soldatenreden; die erste von L. Alamanni ist ausgezeichnet schön und des Momentes (1528) würdig.

³ Hierüber Faustinus Terdoceus in seiner Satire *De triumpho stultitiae*, Lib. II.

Leichen- und Hochzeitsreden, Einführungen von Bischöfen usw., ja sogar die Rede bei der ersten Messe eines befreundeten Geistlichen und die Festrede bei einem Ordenskapitel werden wohl Laien überlassen¹. Doch predigten wenigstens vor dem päpstlichen Hofe im 15. Jahrhundert in der Regel Mönche, welches auch der festliche Anlaß sein mochte. Unter Sixtus IV. verzeichnet und kritisiert Giacomo da Volterra regelmäßig diese Festprediger nach den Gesetzen der Kunst². Fedra Inghirami, als Festredner berühmt unter Julius II., hatte wenigstens die geistlichen Weihen und war Chorherr am Lateran; auch sonst hatte man unter den Prälaten jetzt elegante Lateiner genug. Überhaupt erscheinen mit dem 16. Jahrhundert die früher über großen Vorrechte der profanen Humanisten in dieser Beziehung gedämpft wie in andern, wovon unten ein weiteres. Welcher Art und welches Inhaltes waren nun diese Reden im großen und ganzen? Die natürliche Wohlredenheit wird den Italienern das Mittelalter hindurch nie gefehlt haben, und eine sogenannte Rhetorik gehörte von jeher zu den sieben freien Künsten; wenn es sich aber um die Auferweckung der antiken Methode handelt, so ist dieses Verdienst nach Aussage des Filippo Villani³ einem Florentiner, Bruno Casini, zuzuschreiben, der noch in jungen Jahren 1348 an der Pest starb. In ganz praktischen Absichten, um nämlich die Florentiner zum leichten, gewandten Auftreten in Rats- und andern öffentlichen Versammlungen zu befähigen, behandelte er nach Maßgabe der Alten die Erfindung, die Deklamation, Gestus und Haltung im Zusammenhange. Auch sonst hören wir frühe von einer völlig auf die Anwendung berechneten rhetorischen

¹ Diese beiden erstaunlichen Fälle kommen bei Sabellicus vor (Opera S. 61—82. *De origine et auctu religionis*, zu Verona vor dem Kapitel der Barfüßer von der Kanzel gehalten, und: *De sacerdotii laudibus*, zu Venedig gehalten). Vgl. S. 214 A. 5.

² Jac. Volaterrani *Diar. roman.*, bei Murat. XXIII passim. — Col. 173 wird eine höchst merkwürdige Predigt vor dem Hofe, doch bei zufälliger Abwesenheit Sixtus' IV. erwähnt. Pater Paolo Toscanella donnerte gegen den Papst, dessen Familie und die Kardinäle; Sixtus erfuhr es und lächelte.

³ Fil. Villani, *Vitae*, ed. Galetti S. 50.

Erziehung; nichts galt höher, als aus dem Stegreif, in eleganter Latein das jedesmal Passende vorbringen zu können. Das wachsende Studium von Ciceros Reden und theoretischen Schriften, von Quintilian und den kaiserlichen Panegyrikern, das Entstehen eigener neuer Lehrbücher¹, die Benützung der Fortschritte der Philologie im allgemeinen und die Masse von antiken Ideen und Sachen, mit denen man die eigenen Gedanken bereichern durfte und mußte, dies zusammen vollendete den Charakter der neuen Redekunst.

Je nach den Individuen ist derselbe gleichwohl sehr verschieden. Manche Reden atmen eine wahre Beredsamkeit, namentlich diejenigen, welche bei der Sache bleiben; von dieser Art ist durchschnittlich, was wir von Pius II. übrig haben. Sodann lassen die Wunderwirkungen, welche Gianozzo Manetti² erreichte, auf einen Redner schließen, wie es in allen Zeiten wenige gegeben hat. Seine großen Audienzen als Gesandter vor Nikolaus V., vor Dogen und Rat von Venedig, waren Ereignisse, deren Andenken lange dauerte. Viele Redner dagegen benützten den Anlaß, um neben einigen Schmeicheleien für vornehme Zuhörer eine wüste Masse von Worten und Sachen aus dem Altertum vorzubringen. Wie es möglich war, dabei bis zwei, ja drei Stunden auszuhalten, begreift man nur, wenn man das starke damalige Sachinteresse am Altertum und die Mangelhaftigkeit und relative Seltenheit der Bearbeitungen — vor der Zeit des allgemeinen Druckes — in Betracht zieht. Solche Reden hatten noch immer den Wert, welchen wir (oben S. 188) manchen Briefen Petrarcas vindiziert haben. Einige machten es aber doch zu stark. Filelfos meiste Oratorien sind ein abscheuliches Durcheinander von klassischen und biblischen Zitaten, aufgereiht an einer Schnur von Gemeinplätzen; dazwischen werden die Persönlich-

¹ Georg Trapezunt., *Rhetorica*, das erste vollständige Lehrgebäude, vollendet 1436. — Aen. Sylvius: *Artis rhetoricae praecepta* (1456), in den Opera S. 992—1034, bezieht sich absichtlich nur auf Satzbau und Wortfügung; übrigens bezeichnend für die vollkommene Routine hierin. Er nennt mehrere andere Theoretiker.

² Dessen Vita bei Murat. XX ist ganz voll von den Wirkungen seiner Eloquenz. — Vgl. Vespas. Fior. II, 48, und *Commentario* S. 30.

keiten der zu rühmenden Großen nach irgendeinem Schema, z. B. der Kardinaltugenden, gepriesen, und nur mit großer Mühe entdeckt man bei ihm und andern die wenigen zeitgeschichtlichen Elemente von Wert, welche wirklich darin sind. Die Rede eines Professors und Literaten von Piacenza, z. B. für den Empfang des Herzogs Galeazzo Maria 1467, beginnt mit C. Julius Caesar, mischt einen Haufen antiker Zitate mit solchen aus einem eigenen allegorischen Werk des Verfassers zusammen und schließt mit sehr indiskreten guten Lehren an den Herrscher¹. Glücklicherweise war es schon zu spät am Abend, und der Redner mußte sich damit begnügen, seinen Panegyrikus schriftlich zu überreichen. Auch Filelfo hebt eine Verlobungsrede mit den Worten an: „Jener peripatetische Aristoteles“ usw.; andere rufen gleich zu Anfang: „Publius Cornelius Scipio“ u. dgl., ganz als könnten sie und ihre Zuhörer das Zitieren gar nicht erwarten. Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts reinigte sich der Geschmack auf einmal, wesentlich durch das Verdienst der Florentiner; im Zitieren wird fortan sehr behutsam Maß gehalten, schon weil inzwischen allerlei Nachschlagewerke häufiger geworden sind, in welchen der erste beste dasjenige vorrätig findet, womit man bis jetzt Fürsten und Volk in Erstaunen gesetzt.

Da die meisten Reden am Studierpult erarbeitet waren, so dienten die Manuskripte unmittelbar zur weiten Verbreitung und Veröffentlichung. Großen Stegreifrednern dagegen mußte nachstenographiert werden². — Ferner sind nicht alle Orationen, die wir besitzen, auch nur dazu bestimmt gewesen, wirklich gehalten zu werden; so ist z. B. der Panegyrikus des ältern Beroaldus auf Lodovico Moro ein bloß schriftlich eingesandtes Werk³. Ja, wie man Briefe mit imaginären Adressen nach allen Gegenden der

¹ Annales Placentini bei Murat. XX, Col. 918.

² So dem Savonarola vgl. Perrens, Vie de Savonarole I S. 163. Die Stenographen konnten jedoch ihm und z. B. auch begeisterten Improvisatoren nicht immer folgen.

³ Und zwar keines von den bessern [Opuscula Beroaldi, Basel 1509, S. XVIII bis XXI]. Das Bemerkenswerteste ist die Floskel am Schlusse: *Esto tibi ipsi archetypon et exemplar, te ipsum imitari etc.*

Welt komponierte als Exerzitien, als Formulare, auch wohl als Tendenzschriften, so gab es auch Reden auf erdichtete Anlässe¹ als Formulare für Begrüßung großer Beamten, Fürsten und Bischöfe u. dgl. m.

Auch für die Redekunst gilt der Tod Leos X. (1521) und die Verwüstung von Rom (1527) als der Termin des Verfalls. Aus dem Jammer der ewigen Stadt kaum geflüchtet, verzeichnet Giovio² einseitig und doch wohl mit überwiegender Wahrheit die Gründe dieses Verfalls:

„Die Aufführungen des Plautus und Terenz, einst eine Übungsschule des lateinischen Ausdruckes für die vornehmen Römer, sind durch italienische Komödien verdrängt. Der elegante Redner findet nicht mehr Lohn und Anerkennung wie früher. Deshalb arbeiten z. B. Konsistorialadvokaten an ihren Vorträgen nur noch die Proömien aus und geben den Rest als trüben Mischmasch nur noch stoßweise von sich. Auch Kasualreden und Predigten sind tief gesunken. Handelt es sich um die Leichenrede für einen Kardinal oder weltlichen Großen, so wenden sich die Testamentssexekutoren nicht an den trefflichsten Redner der Stadt, den sie mit hundert Goldstücken honorieren müßten, sondern sie mieten um ein geringes einen hergelaufenen kecken Pedanten, der nur in den Mund der Leute kommen will, sei es auch durch den schlimmsten Tadel. Der Tote, denkt man, spüre ja nichts davon, wenn ein Affe im Trauergewand auf der Kanzel steht, mit weinlichem, heisern Gemurmel beginnt und allmählich ins laute Gebell übergeht. Auch die festlichen Predigten bei den päpstlichen Funktionen werfen keinen rechten Lohn mehr ab; Mönche von allen Orten haben sich wieder der selben bemächtigt und predigen wie für die ungebildetsten

¹ Briefe sowohl als Reden dieser Art schrieb Alberto da Rivalta, vgl. die von ihm [in ihrer Fortsetzung] verfaßten *Annales Placentini*, bei Murat. XX, Col. 914 f., wo der Pedant seinen literarischen Lebenslauf ganz lehrreich beschreibt.

² Pauli Jovii *Dialogus de viris litt. illustribus*, bei Tiraboschi, Tom. VII, Parte IV. — Doch meint er noch wohl ein Jahrzehnt später, am Schluß der *Elogia literaria*: *Tenemus adhuc, nachdem das Pramat der Philologie auf Deutschland übergegangen, sincerae et constantis eloquentiae munitam arcem etc.*

Zuhörer. Noch vor wenigen Jahren konnte eine solche Predigt bei der Messe in Gegenwart des Papstes der Weg zu einem Bistum werden.“

ACHTES KAPITEL

DIE LATEINISCHE ABHANDLUNG UND DIE GESCHICHTSCHREIBUNG

An die Epistolographie und die Redekunst der Humanisten schließen wir hier noch ihre übrigen Produktionen an, welche zugleich mehr oder weniger Reproduktionen des Altertums sind.

Hierher gehört zunächst die Abhandlung in unmittelbarer oder in dialogischer Form¹, welche letztere man direkt von Cicero herübernahm. Um dieser Gattung einigermaßen gerecht zu werden, um sie nicht als Quelle der Langeweile von vornherein zu verwerfen, muß man zweierlei erwägen. Das Jahrhundert, welches dem Mittelalter entrann, bedurfte in vielen einzelnen Fragen moralischer und philosophischer Natur einer speziellen Vermittlung zwischen sich und dem Altertum, und diese Stelle nahmen nun die Traktat- und Dialogschreiber ein. Vieles, was uns in ihren Schriften als Gemeinplatz erscheint, war für sie und ihre Zeitgenossen eine mühsam neu errungene Anschauung von Dingen, über welche man sich seit dem Altertum noch nicht wieder ausgesprochen hatte. Sodann hört sich die Sprache hier besonders gern selber zu — gleichviel ob die lateinische oder die italienische. Freier und vielseitiger als in der historischen Erzählung oder in der Oration und in den Briefen bildet sie hier ihr Satzwerk, und von den italienischen Schriften dieser Art gelten mehrere bis heute als Muster der Prosa. Manche von diesen Arbeiten wurden schon genannt oder werden noch ange-

¹ Eine besondere Gattung machen natürlich die halbsatyrischen Dialoge aus, welche Collenuccio und besonders Pontano dem Lucian nachbildeten. Von ihnen sind dann Erasmus und Hutten angeregt worden. — Für die eigentlichen Abhandlungen mochten frühe schon Stücke aus den Moralien des Plutarch als Vorbild dienen.

führt werden, ihres Sachinhalts wegen; hier mußte von ihnen als Gesamtgattung die Rede sein. Von Petrarcas Briefen und Traktaten an bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts wiegt bei den meisten auch hier das Aufspeichern antiken Stoffes vor, wie bei den Rednern; dann klärt sich die Gattung ab, zumal im Italienischen, und erreicht mit den Asolani des Bembo, mit der *Vita Sobria* des Luigi Cornaro die volle Klassizität. Auch hier war es entscheidend, daß jener antike Stoff inzwischen sich in besondern großen Sammelwerken, jetzt sogar gedruckt, abzulagern begonnen hatte und dem Traktatschreiber nicht mehr im Wege war.

Ganz unvermeidlich bemächtigte sich der Humanismus auch der Geschichtsschreibung. Bei flüchtiger Vergleichung dieser Historien mit den früheren Chroniken, namentlich mit so herrlichen, farbenreichen, lebensvollen Werken wie denen der Villani, wird man dies laut beklagen. Wie abgeblaßt und konventionell zierlich erscheint neben diesen alles, was die Humanisten schreiben, und zwar z. B. gerade ihre nächsten und berühmtesten Nachfolger in der Historiographie von Florenz, Leonardo Aretino und Poggio. Wie unablässig plagt den Leser die Ahnung, daß zwischen den livianischen und den cäsarischen Phrasen eines Fazio, Sabellico, Foglietta, Senarega, Platina (in der mantuanischen Geschichte), Bembo (in den Annalen von Venedig) und selbst eines Giovio (in den Historien) die beste individuelle und lokale Farbe, das Interesse am vollen, wirklichen Hergang *Not* gelitten habe. Das Mißtrauen wächst, wenn man inne wird, daß der Wert des Vorbildes Livius selbst am unrechten Orte gesucht wurde, nämlich¹ darin, daß er „eine trockene und blutlose Tradition in Anmut und Fülle verwandelt“ habe; ja, man findet (ebenda) das bedenkliche Geständnis, die Geschichtsschreibung müsse durch Stilmittel den Leser aufregen, reizen, erschüttern — gerade als ob sie die Stelle der Poesie vertreten könnte. Man fragt sich endlich, ob nicht die Verachtung der modernen Dinge, zu welcher diese nämlichen Humanisten

¹ Benedictus, Caroli VIII. hist., bei Eccard, Script. II, Col. 1577.

sich bisweilen¹ offen bekennen, auf ihre Behandlung der selben einen ungünstigen Einfluß haben mußte? Unwillkürlich wendet der Leser den anspruchslosen, lateinischen und italienischen Annalisten, die der alten Art treu geblieben, z. B. denen von Bologna und Ferrara, mehr Teilnahme und Vertrauen zu, und noch viel dankbarer fühlt man sich den besten unter den italienisch schreibenden eigentlichen Chronisten verpflichtet, einem Marin Sanudo, dem gewaltigsten unter allen, der vom 21. Mai 1496 bis zum September 1535 58 Foliobände eigenhändig zusammenschrieb, einem Corio, einem Infessura, einem Sercambi, Landucci, Novacula, bis dann mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts die neue, glanzvolle Reihe der großen italienischen Geschichtschreiber in der Muttersprache beginnt.

In der Tat war die Zeitgeschichte unwidersprechlich besser daran, wenn sie sich in der Landessprache erging, als wenn sie sich latinisieren mußte. Ob auch für die Erzählung des Längstvergangenen, für die geschichtliche Forschung das Italienische geeigneter gewesen wäre, ist eine Frage, die für jene Zeit verschiedene Antworten zuläßt. Das Lateinische war damals die Lingua franca der Gelehrten, lange nicht bloß im internationalen Sinn, z. B. zwischen Engländern, Franzosen und Italienern, sondern auch im interprovinzialen Sinn, d. h. der Lombarde, der Venezianer, der Neapolitaner wurden mit ihrer italienischen Schreibart — auch wenn sie längst toscanisiert war und nur noch schwache Spuren des Dialekts an sich trug — von dem Florentiner nicht anerkannt. Dies wäre zu verschmerzen gewesen bei örtlicher Zeitgeschichte, die ihrer Leser an Ort und Stelle sicher war, aber nicht so leicht bei der Geschichte der Vergangenheit, für welche ein weiterer Leserkreis gesucht werden mußte. Hier durfte die lokale Teilnahme des Volkes der allgemeinen der Gelehrten aufge-

¹ Petrus Crinitus beklagt diese Verachtung, *De honesta discipl.*, L. XVIII, cap. 9. Die Humanisten gleichen hierin den Autoren des späteren Altertums, welche ebenfalls ihrer Zeit aus dem Wege gingen. — Vgl. Burckhardt, *Die Zeit Constantins d. Gr.*, 4. Aufl. (1924) S. 272—75, (1880) S. 251f. [Vgl. aber entgegengesetzte Äußerungen Poggios bei Voigt, *Wiederbelebung*, Bd. II³ S. 491 ff.]

opfert werden. Wie weit wäre z. B. Blondus von Forli gelangt, wenn er seine großen, gelehrten Werke in einem halb romagnolischen Italienisch verfaßt hätte? Sie wären einer sichern Obskunität verfallen, schon um der Florentiner willen, während sie lateinisch die allergrößte Wirkung auf die Gelehrsamkeit des ganzen Abendlandes ausübten. Und auch die Florentiner selbst schrieben ja im 15. Jahrhundert lateinisch, nicht bloß, weil sie humanistisch dachten, sondern zugleich um der leichtern Verbreitung willen.

Endlich gibt es auch lateinische Darstellungen aus der Zeitgeschichte, welche den vollen Wert der trefflichsten italienischen haben. Sobald die nach Livius gebildete fortlaufende Erzählung, das Prokrustesbett so mancher Autoren, aufhört, erscheinen dieselben wie umgewandelt. Jener nämliche Platina, jener Giovio, die man in ihren großen Geschichtswerken nur verfolgt, soweit man muß, zeigen sich auf einmal als ausgezeichnete biographische Schilderer. Von Tristan Caracciolo, von dem biographischen Werke des Fazio, von der venezianischen Topographie des Sabellico usw. ist schon beiläufig die Rede gewesen, und auf andere werden wir noch kommen.

Die lateinischen Darstellungen aus der Vergangenheit betraten natürlich vor allem das klassische Altertum. Was man aber bei diesen Humanisten weniger suchen würde, sind einzelne bedeutende Arbeiten über die allgemeine Geschichte des Mittelalters.

Das erste bedeutende Werk dieser Art war die Chronik des Matteo Palmieri (1449 — 1449); eine große Notizen-sammlung mit genauen chronologischen Angaben, beginnend, wo Prosper Aquitanus aufhört. Wer dann zufällig die Dekaden des Blondus von Forli öffnet, wird einigermaßen erstaunen, wenn er hier eine Weltgeschichte „ab inclinatione Romanorum imperii“, von 410 an, die Erstürmung Roms durch Alarich, wie bei Gibbon findet, voll von Quellenstudien der Autoren jedes Jahrhunderts, wovon die ersten 300 Folioseiten dem früheren Mittelalter bis zum Tode Friedrichs II. angehören. Und dies, während man sich im Norden noch auf dem Standpunkte

derbekannten Papst- und Kaiserchroniken und des *Fasciculus temporum* befand. Es ist hier nicht unsere Sache, kritisch nachzuweisen, welche Schriften Blondus im einzelnen benutzt hat und wo er sie beisammen gefunden, in der Geschichte der neuen Historiographie aber wird man ihm diese Ehre wohl einmal erweisen müssen¹.

Schon um dieses einen Buches willen wäre man berechtigt, zu sagen: das Studium des Altertums allein hat das des Mittelalters möglich gemacht; jenes hat den Geist zuerst an objektives geschichtliches Interesse gewöhnt. Allerdings kam hinzu, daß das Mittelalter für das damalige Italien ohnehin vorüber war und daß der Geist es erkennen konnte, weil es nun außer ihm lag. Man kann nicht sagen, daß er es sogleich mit Gerechtigkeit oder gar mit Pietät beurteilt habe; in den Künsten setzt sich ein starkes Vorurteil gegen seine Hervorbringungen fest, und die Humanisten datieren von ihrem Aufkommen an eine neue Zeit: „Ich fange an“, sagt Boccaccio², „zu hoffen und zu glauben, Gott habe sich des italischen Namens erbarmt, seit ich sehe, daß seine reiche Güte in die Brust der Italiener wieder Seelen senkt, die denen der Alten gleichen, insfern sie den Ruhm auf andern Wegen suchen als durch Raub und Gewalt, nämlich auf dem Pfade der unvergänglich machenden Poesie.“ Aber diese einseitige und unbillige Gesinnung schloß doch die Forschung bei den Höherbegabten nicht aus, zu einer Zeit, da im übrigen Europa noch nicht davon die Rede war; es bildete sich für das Mittelalter eine geschichtliche Kritik, schon weil die rationelle Behandlung aller Stoffe bei den Humanisten auch diesem historischen Stoffe zugute kommen mußte. Im 15. Jahrhundert durchdringt die Kritik bereits die

¹[Es ist inzwischen geschehen durch Alfred Masius, *Flavio Biondo, Leipzig 1879*; Paul Buchholz, *Die Quellen der historiarum decades von Flavius Blondus, Leipzig 1881*, G. Romano, *Degli studi sul medio evo nella storia del rinascimento, Pavia 1892.*]

² In dem Briefe an Pizinga, in den *Opere volgari*, vol. XVII. 58. — Noch bei Raph. Volaterranus, I, XXI, fängt die geistige Welt mit dem 14. Jahrhundert an, also bei demselben Autor, dessen erste Bücher so viele für jene Zeit treffliche Übersichten für alle Länder enthalten.

einzelnen Städtegeschichten insoweit, daß das späte wüste Fabelwerk aus der Urgeschichte von Florenz, Venedig, Mailand, usw. verschwindet, während die Chroniken des Nordens sich noch lange mit jenen auch poetisch meist wertlosen, seit dem 15. Jahrhundert ersonnenen Phantasiegespinsten schleppen müssen.

Den engen Zusammenhang der örtlichen Geschichte mit dem Ruhm haben wir schon oben bei Anlaß von Florenz (o. S. 71) berührt. Venedig durfte nicht zurückbleiben; so wie etwa eine venezianische Gesandtschaft nach einem großen florentinischen Rednertriumph¹ eilends nach Hause schreibt, man möchte ebenfalls einen Redner schicken, so bedürfen die Venezianer auch einer Geschichte, die mit den Werken des Leonardo Aretino und Poggio die Vergleichung aushalten soll. Unter solchen Voraussetzungen entstanden im 15. Jahrhundert die Dekaden des Sabelllico, im 16. die Historia rerum Venetiarum des Pietro Bembo, beide Arbeiten in ausdrücklichem Auftrag der Republik, letztere als Fortsetzung der erstern.

Die großen florentinischen Geschichtschreiber zu Anfang des 16. Jahrhunderts (o. S. 76 f.) sind dann von Hause aus ganz andere Menschen als die Lateiner Giovio und Bembo. Sie schreiben italienisch, nicht bloß, weil sie mit der raffinierten Eleganz der damaligen Ciceronianer nicht mehr wetteifern können, sondern weil sie, wie Machiavelli, ihren Stoff als einen durch lebendige Anschauung — auch des Vergangenen, darf man bei Machiavelli sagen — gewonnenen auch nur in unmittelbarer Lebensform wiedergeben mögen, und weil ihnen, wie Guicciardini, Varchi und den meisten übrigen, die möglichst weite und tiefe Wirkung ihrer Ansicht vom Hergang der Dinge am Herzen liegt. Selbst wenn sie nur für wenige Freunde schreiben, wie Francesco Vettori, so müssen sie doch aus innerm Drange Zeugnis geben für Menschen und Ereignisse und sich erklären und rechtfertigen über ihre Teilnahme an den letztern.

¹ Wie der des Giannozzo Manetti in Gegenwart Nicolaus' V., der ganzen Kurie und zahlreicher, weither gekommener Fremden; vgl. Vespas. Fior. II, 47, und die Vita Jan. Manetti.

Und dabei erscheinen sie, bei aller Eigentümlichkeit ihres Stiles und ihrer Sprache, doch auf das stärkste vom Altertum berührt und ohne dessen Einwirkung gar nicht denkbar. Sie sind keine Humanisten mehr, allein sie sind durch den Humanismus hindurchgegangen und haben vom Geiste der antiken Geschichtschreibung mehr an sich als die meisten jener livianischen Latinisten: es sind Bürger, die für Bürger schreiben, wie die Alten taten.

NEUNTES KAPITEL

ALLGEMEINE LATINISIERUNG DER BILDUNG

In die übrigen Fachwissenschaften hinein dürfen wir den Humanismus nicht begleiten; jede von diesen hat ihre Spezialgeschichte, in welcher die italienischen Forscher dieser Zeit, hauptsächlich vermöge des von ihnen neu entdeckten Sachinhaltes des Altertums¹, einen großen neuen Abschnitt bilden, womit dann jedesmal das moderne Zeitalter der betreffenden Wissenschaft beginnt, hier mehr, dort weniger entschieden. Auch für die Philosophie müssen wir auf die besondern historischen Darstellungen verweisen. Der Einfluß der alten Philosophen auf die italienische Kultur erscheint dem Blicke bald ungeheuer groß, bald sehr untergeordnet. Ersteres besonders, wenn man nachrechnet, wie die Begriffe des Aristoteles, hauptsächlich aus seiner frühverbreiteten Ethik² und Politik, Gemeingut der Gebildeten von ganz Italien wurden und wie die ganze Art des Abstrahierens von ihm beherrscht war³. Letzteres dagegen, wenn man die geringe dogmatische Wirkung der alten Philosophen

¹ Fand man doch bereits damals, daß schon Homer allein die Summen aller Künste und Wissenschaften enthalte, daß er eine Enzyklopädie sei. Vgl. Codri Urcei Opera, Sermo XIII, Schluß.

² Ein Kardinal unter Paul II. ließ sogar seinen Köchen des A. Ethik vortragen. Vgl. Gasp. Veron., Vita Pauli II. bei Murat. III. 2, Col. 1034.

³ Für das Studium des Aristoteles im allgemeinen ist besonders lehrreich eine Rede des Hermolaus Barbarus.

und selbst der begeisterten florentinischen Platoniker auf den Geist der Nation erwägt. Was wie eine solche Wirkung aussieht, ist in der Regel nur ein Niederschlag der Bildung im allgemeinen, eine Folge speziell italienischer Geistesentwicklung. Bei Anlaß der Religion wird hierüber noch einiges zu bemerken sein. Weit in den meisten Fällen aber hat man es nicht einmal mit der allgemeinen Bildung, sondern nur mit der Äußerung einzelner Personen oder gelehrter Kreise zu tun, und selbst hier müßte jedesmal unterschieden werden zwischen wahrer Aneignung antiker Lehre und bloßem mode-mäßigen Mitmachen. Denn für viele war das Altertum überhaupt nur eine Mode, selbst für solche, die darin sehr gelehrt wurden.

Indes braucht nicht alles, was unserm Jahrhundert als Affektation erscheint, damals wirklich affektiert gewesen zu sein. Die Anwendung griechischer und römischer Namen als Taufnamen z. B. ist noch immer viel schöner und achtungswerter als die heute beliebte von (zumal weiblichen) Namen, die aus Romanen stammen. Sobald die Begeisterung für die alte Welt größer war als die für die Heiligen, erscheint es ganz einfach und natürlich, daß ein adliges Geschlecht seine Söhne Agamemnon, Achill und Tydeus taufen ließ¹, daß der Maler seinen Sohn Apelles nannte und seine Tochter Minerva usw.². Auch so viel wird sich wohl verteidigen lassen, daß statt eines Hausnamens, welchem man überhaupt entrinnen wollte, ein wohllautender antiker angenommen wurde. Einen Heimatsnamen, der alle Bürger mitbezeichnete und noch gar nicht zum Familiennamen geworden war, gab man gewiß um so lieber auf, wenn er zugleich als Heiligenname unbequem wurde; Filippo da S. Gemignano

¹ Bursellis, Ann. Bonon. bei Murat. XXIII, Col. 898.

² Vasari XI S. 189. 257, *Vite di Sodoma e di Garofalo*. — Begreiflicherweise bemächtigten sich die liederlichen Weibspersonen in Rom der volltonendsten antiken Namen Giulia, Lucrezia, Cassandra, Porzia, Virginia, Pentesilea usw., womit sie bei Aretino auftreten. — Die Juden mögen vielleicht damals die Namen der großen semitischen Römerfeinde Amilcare, Annibale, Asdrubale an sich genommen haben, die sie noch heute in Rom so häufig führen.

nannte sich Kallimachus. Wer von der Familie verkannt und beleidigt sein Glück als Gelehrter in der Fremde machte, der durfte sich, auch wenn er ein Sanseverino war, mit Stolz zum Julius Pomponius Laetus umtaufen. Auch die reine Übersetzung eines Namens ins Lateinische oder ins Griechische (wie sie dann in Deutschland fast ausschließlich Brauch wurde) mag man einer Generation zugute halten, die lateinisch sprach und schrieb und nicht bloß deklinable, sondern leicht in Prosa und Vers mitgleitende Namen brauchte. Tadelhaft und oft lächerlich war erst das *halbe Ändern* eines Namens, bis er einen klassischen Klang und einen neuen Sinn hatte, sowohl Taufnamen als Zunamen. So wurde aus Giovanni Jovianus oder Janus, aus Pietro Pierius oder Petreius, aus Antonio Aonis u. dgl., sodann aus Sannazaro Syncerus, aus Luca Grasso Lucius Crassus usw. Ariosto, der sich über diese Dinge so spöttisch ausläßt¹, hat es dann doch erlebt, daß man Kinder nach seinen Helden und Heldeninnen, oder schon nach denen des Bojardo, die zum Teil die seinigen sind, benannte.

Auch die Antikisierung vieler Lebensverhältnisse, Amtsnamen, Verrichtungen, Zeremonien usw. in den lateinischen Schriftstellern darf nicht zu strenge beurteilt werden. Solange man sich mit einem einfachen fließenden Latein begnügte, wie dies bei den Schriftstellern etwa von Petrarca bis auf Aeneas Sylvius der Fall war, kam dies allerdings nicht in auffallender Weise vor; unvermeidlich aber wurde es, seit man nach einem absolut reinen, zumal ciceronischen Latein strebte. Da fügten sich die modernen Dinge nicht mehr in die Totalität des Stiles, wenn man sie nicht künstlich umtaufte. Pedanten machten sich nun ein Vergnügen daraus, jeden Stadtrat als Patres conscripti, jedes Nonnenkloster als Virgines Vestales, jeden Heiligen als Divus oder Deus zu betiteln,

¹ Quasi che'l nome i buon giudici inganni,
E che quel meglio t'abbia a far poeta,
Che non farà lo studio di molt'anni!

— so spottete Ariosto, der freilich vom Schicksal einen wohlauftenden Namen mitbekommen hatte, in der VII. Satire, Vs. 64.

während Leute von feinem Geschmack wie Paolo Giovio damit wahrscheinlich nur taten, was sie nicht vermeiden konnten. Weil Giovio keinen Akzent darauf legt, stört es auch nicht, wenn in seinen wohlklangenden Phrasen die Kardinäle Senatores heißen, ihr Dekan Princeps Senatus, die Exkommunikation Dirae¹, der Karneval Lupercalio usw. Wie sehr man sich hüten muß, aus dieser Stilsache einen voreiligen Schluß auf die ganze Denkweise zu ziehen, liegt gerade bei diesem Autor klar zutage. Die Geschichte des lateinischen Stiles an sich dürfen wir hier nicht verfolgen. Volle zwei Jahrhunderte hindurch taten die Humanisten dergleichen, als ob das Lateinische überhaupt die einzige würdige Schriftsprache wäre und bleiben müßte. Poggio² bedauert, daß Dante sein großes Gedicht italienisch verfaßt habe; und bekanntlich hat Dante es in der Tat mit dem Lateinischen versucht und den Anfang des Inferno zuerst in Hexametern gedichtet. Das ganze Schicksal der italienischen Poesie hing davon ab, daß er nicht in dieser Weise fortfuhr³, aber noch Petrarca verließ sich mehr auf seine lateinischen Dichtungen als auf seine Sonette und Kanzonen, und die Zusage, lateinisch zu dichten, ist noch an Ariosto ergangen. Einen stärkern Zwang hat es in literarischen Dingen nie gegeben⁴, allein die Poesie entwischte demselben größtenteils, und jetzt können wir wohl ohne all-

¹ So werden die Soldaten des französischen Heeres 1512: omnibus diris ad inferos devocati. Den guten Domherrn Tizio, welcher es ernstlicher meinte und gegen fremde Truppen eine Exekutionsformel aus Macrobius aussprach, werden wir unten wieder erwähnen.

² De infelicitate principum, in Poggii Opera, ed. Basel 1513, S. 152: Cuius (Dantis) exstat poema praeclarum, neque si literis latinis constaret, ulla ex parte poetis superioribus (den Alten) postponendum. Laut Boccaccio, Vita di Dante S. 74 warfen schon damals viele „und darunter weise“ Leute die Frage auf, warum wohl Dante nicht lateinisch gedichtet?

³ Seine Schrift *De vulgari eloquentia* war lange Zeit fast unbekannt und wäre auf keinen Fall der siegreichen Wirkung der *Divina Commedia* gleichgekommen, so wertvoll sie für uns ist.

⁴ Wer den vollen Fanatismus hierin will kennenlernen, vgl. Lil. Greg. Giraldus, *de poetis nostri temporis*, a. m. O.

zu großen Optimismus sagen: es ist gut, daß die italienische Poesie zweierlei Organe hatte, denn sie hat in beiden Vortreffliches und Eigentümliches geleistet, und zwar so, daß man inne wird, weshalb hier italienisch, dort lateinisch gedichtet wurde. Vielleicht gilt Ähnliches auch von der Prosa; die Weltstellung und der Weltruhm der italienischen Bildung hing davon ab, daß gewisse Gegenstände lateinisch — *Urbi et orbi* — behandelt wurden¹, während die italienische Prosa gerade von denjenigen am besten gehandhabt worden ist, welchen es einen innern Kampf kostete, nicht lateinisch zu schreiben.

Als reinste Quelle der Prosa galt seit dem 14. Jahrhundert unbestritten Cicero. Dies kam bei weitem nicht bloß von einer abstrakten Überzeugung zugunsten seiner Wörter, seiner Satzbildung und seiner literarischen Kompositionsweise her, sondern im italienischen Geiste fand die Liebenswürdigkeit des Briefschreibers, der Glanz des Redners, die klare, beschauliche Art des philosophischen Darstellers einen vollen Widerklang. Schon Petrarca erkannte vollständig die Schwächen des Menschen und Staatsmannes Cicero², er hatte nur zuviel Respekt, um sich darüber zu freuen; seit ihm hat sich zunächst die Epistographie fast ausschließlich nach Cicero gebildet, und die andern Gattungen, mit Ausnahme der erzählenden, folgten nach. Doch der wahre Ciceronianismus, der sich jeden Ausdruck versagte, wenn er nicht aus der Quelle zu belegen war, beginnt erst zu Ende des 15. Jahrhunderts, nachdem die grammatischen Schriften des Lorenzo Valla ihre Wirkung durch ganz Italien getan, nachdem die Aussagen der römischen Literarhistoriker selbst gesichtet und verglichen waren³. Jetzt erst unterscheidet

¹ Freilich gibt es auch zugestandene Stilübungen, wie z. B. in den *Orationes etc.* des ältern Beroaldus die zwei aus Boccaccio ins Lateinische übersetzten Novellen, ja eine Kanzone aus Petrarca.

² Vgl. Petrarcas Briefe aus der Oberwelt an erlauchte Schatten. *Epp. fam.* (ed. Fracass.), lib. XXIV, 3, 4. Auch *Epp. sen.* XIV, 1 (manchmal separat gedruckt unter dem Titel: *De rep. opt. admir. Pistranda*): *sic esse doleo, sed sic est.*

³ Ein burleskes Bild des fanatischen Purismus in Rom gibt Jovian. *nontanus* in seinem *Antonius*.

man genauer und bis auf das Genaueste die Stilschattierungen in der Prosa der Alten und kommt mit tröstlicher Sicherheit immer wieder auf das Ergebnis, daß Cicero allein das unbedingte Muster sei, oder wenn man alle Gattungen zusammenfassen wollte: „jenes unsterbliche und fast himmlische Zeitalter Ciceros¹“. Jetzt wandten Leute wie Pietro Bembo, Piero Valeriano u. a. ihre besten Kräfte auf dieses Ziel; auch solche, die lange widerstrebt und sich aus den ältesten Autoren eine archaistische Diktion zusammengebaut², gaben endlich nach und knieten vor Cicero; jetzt ließ sich Longolius von Bembo bestimmen, fünf Jahre lang nur Cicero zu lesen; derselbe gelobte sich, gar kein Wort zu gebrauchen, welches nicht in diesem Autor vorkäme, und solche Stimmungen brachen dann zu jenem großen gelehrten Streit aus, in welchem Erasmus und der ältere Scaliger die Scharen führten.

Denn auch die Bewunderer Ciceros waren doch lange nicht alle so einseitig, ihn als die einzige Quelle der Sprache gelten zu lassen. Noch im 15. Jahrhundert wagten Poliziano und Ermolao Barbaro mit Bewußtsein nach einer eigenen, individuellen Latinität zu streben³, natürlich auf der Basis einer „überquellend großen“ Gelehrsamkeit, und dieses Ziel hat auch derjenige verfolgt, welcher uns dies meldet, Paolo Giovio. Er hat eine Menge moderner Gedanken, zumal ästhetischer Art, zuerst und mit großer Anstrengung lateinisch wiedergegeben, nicht immer glücklich, aber bisweilen mit einer merkwürdigen Kraft und Eleganz. Seine lateinischen Charakteristiken der großen Maler und Bildhauer jener Zeit⁴ enthalten das Geistvollste

¹ Hadriani (Cornetani) Card. s. Chrysogoni de sermone latino liber. Hauptsächlich die Einleitung. — Er findet in Cicero und seinen Zeitgenossen die Latinität „an sich“.

² Paul. Jov. Elogia doct. vir. S. 187 f., bei Anlaß des Bapt. Pius.

³ Paul. Jovius Elogia S. 145 bei Anlaß des Naugerius. Ihr Ideal sei gewesen: *aliquid in stilo proprium, quod peculiarem ex certa nota mentis effigiem referret, ex naturae genio effinxisse*. — Poliziano genierte sich bereits, wenn er Eile hatte, seine Briefe lateinisch zu schreiben, vgl. Raphael. Volater. Comment. urb. I. XXI.

⁴ Paul. Jov. Dialogus De viris literis illustribus; bei Tiraboschi, ed. Venez. 1796, Tom. VII S. 4. — Bekanntlich wollte Giovio eine Zeitlang diejenige große Arbeit übernehmen, welche dann Vasari durch-

und Mißratene nebeneinander. Auch Leo X., der seinen Ruhm darein setzte, „ut lingua latina nostro pontificatu dicatur facta auctior¹“, neigte sich einer liberalen, nicht ausschließlichen Latinität zu, wie dies bei seiner Richtung auf den Genuß nicht anders möglich war; ihm genügte es, wenn das, was er anzuhören und zu lesen hatte, wahrhaft lateinisch, lebendig und elegant erschien. Endlich gab Cicero für die lateinische Konversation kein Vorbild, so daß man hier gezwungen war, andere Götter neben ihm zu verehren. In die Lücke traten die in und außerhalb Roms ziemlich häufigen Aufführungen der Komödien des Plautus und Terenz, welche für die Mitspielenden eine unvergleichliche Übung des Lateinischen als Umgangssprache abgaben. Schon unter Paul II. wird² der gelehrte Kardinal von Theanum (wahrscheinlich Niccolò Forteguerra von Pistoja) gerühmt, weil er sich auch an die schlechterhaltensten, der Personenverzeichnisse beraubten plautinischen Stücke wage und dem ganzen Autor um der Sprache willen die größte Aufmerksamkeit widme, und von ihm könnte wohl auch die Anregung zum Aufführen jener Stücke ausgegangen sein. Dann nahm sich Pomponius Laetus der Sache an, und wo in den Säulenböfen großer Prälaten Plautus über die Szene ging³, war er Regisseur. Daß man seit etwa 1520 davon abkam, zählt Giovio, wie wir (S. 220) sahen, mit unter die Ursachen des Verfalls der Eloquenz.

Zum Schluß dürfen wir hier eine Parallelle des Ciceronianismus aus dem Gebiete der Kunst namhaft machen: den Vitruvianismus der Architekten. Und zwar bekundet sich auch hier das durchgehende Gesetz der Renaissance, führte. — In jenem Dialog wird auch geahnt und beklagt, daß das Lateinschreiben seine Herrschaft bald gänzlich verlieren werde.

¹ In dem Breve von 1517 an Franc. de' Rosi, konzipiert von Sodato, bei Roscoe, Leo X, ed. Bossi VI S. 172.

² Gaspar. Veronens., Vita Pauli II, bei Murat. III, 2, Col. 1031. Außerdem wurden etwa Seneca und lateinische Übersetzungen nach griechischen Dramen aufgeführt.

³ In Ferrara spielte man Plautus wohl meist in italienischer Bearbeitung von Collenuccio, dem jüngern Guarino u. a. um des Inhaltes willen, und Isabella Gonzaga erlaubte sich, diesen langweilig zu finden. — Über Pomp. Laetus vgl. Sabellici Opera. Epist. L. XI S. 56f.

daß die Bewegung in der Bildung durchgängig der analogen Kunstbewegung vorangeht. Im vorliegenden Fall möchte der Unterschied etwa zwei Jahrzehnte betragen, wenn man von Kardinal Hadrian von Corneto (1505?) bis auf die ersten absoluten Vitruvianer rechnet.

ZEHNTES KAPITEL

DIE NEULATEINISCHE POESIE

Der höchste Stolz des Humanisten endlich ist die neulateinische Dichtung. Soweit sie den Humanismus charakterisieren hilft, muß auch sie hier behandelt werden. Wie vollständig sie das Vorurteil für sich hatte, wie nahe ihr der entschiedene Sieg stand, wurde oben (S. 230) dargetan. Man darf von vornherein überzeugt sein, daß die geistvollste und meistentwickelte Nation der damaligen Welt nicht aus bloßer Torheit, nicht ohne etwas Bedeutendes zu wollen, in der Poesie auf eine Sprache verzichtete, wie die italienische ist. Eine übermächtige Tatsache muß sie dazu bestimmt haben.

Dies war die Bewunderung des Altertums. Wie jede echte, rückhaltlose Bewunderung erzeugte sie notwendig die Nachahmung. Auch in andern Zeiten und bei andern Völkern finden sich eine Menge vereinzelter Versuche nach diesem nämlichen Ziele hin, nur in Italien aber waren die beiden Hauptbedingungen der Fortdauer und Weiterbildung für die neulateinische Poesie vorhanden: ein allseitiges Entgegenkommen bei den Gebildeten der Nation und ein teilweises Wiedererwachen des antiken italischen Genius in den Dichtern selbst, ein wundersames Weiterklingen eines uralten Saitenspiels. Das Beste, was so entsteht, ist nicht mehr Nachahmung, sondern eigene freie Schöpfung. Wer in den Künsten keine abgeleiteten Formen vertragen kann, wer entweder schon das Altertum selber nicht schätzt oder es im Gegenteil für magisch unnahbar und unnachahmlich hält, wer endlich gegen Verstöße keine Nachsicht übt bei Dichtern, welche z. B. eine Menge

Silbenquantitäten neu entdecken oder erraten mußten, der lasse diese Literatur beiseite. Ihre schönern Werke sind nicht geschaffen, um irgendeiner absoluten Kritik zu trotzen, sondern um den Dichter und viele Tausende seiner Zeitgenossen zu erfreuen¹.

Am wenigsten Glück hatte man mit dem Epos aus Geschichten und Sagen des Altertums. Die wesentlichen Bedingungen einer lebendigen epischen Poesie werden bekanntlich nicht einmal den römischen Vorbildern, ja außer Homer nicht einmal den Griechen zuerkannt; wie hätten sie sich bei den Lateinern der Renaissance finden sollen. Indes möchte doch die *Africa* des Petrarca im ganzen so viele und so begeisterte Leser und Hörer gefunden haben als irgendein Epos der neuern Zeit. Absicht und Entstehung des Gedichtes sind nicht ohne Interesse. Das 14. Jahrhundert erkannte mit ganz richtigem Gefühl in der Zeit des zweiten punischen Krieges die Sonnenhöhe des Römertums, und diese wollte und mußte Petrarca behandeln. Wäre *Silius Italicus* schon entdeckt gewesen, so hätte er vielleicht einen andern Stoff gewählt; in dessen Ermanglung aber lag die Verherrlichung des ältern Scipio Africanus dem 14. Jahrhundert so nahe, daß schon ein anderer Dichter, Zanobi di Strada, sich diese Aufgabe gestellt hatte; nur aus Hochachtung für Petrarca zog er sein bereits vorgerücktes Gedicht zurück². Wenn es irgend eine Berechtigung für die *Africa* gab, so lag sie darin, daß sich damals und später jedermann für Scipio interessierte, als lebte er noch, daß er vielen für größer galt als Alexander, Pompejus und Cäsar³. Wie viele neuere Epopöen haben sich eines für ihre Zeit so populären, im Grunde

¹ Für das Folgende s. die *Deliciae poetarum italor.*, Paul. Jovius *Elogia*. — *Lil. Greg. Gyraldus, De poetis nostri temporis*. — Die Beilagen zu Roscoe, Leone X, ed. Bossi.

² Filippo Villani, *Vitae*, ed. Galetti S. 16.

³ Franc. Aleardi oratio in laudem Franc. Sfortiae bei Murat. XXV, Col. 384. — Bei der Parallele zwischen Scipio und Cäsar war Gua-rino für den letztern, Poggio (*Opera*, fol. 125. 134 f.) für erstern als für den größten. — Scipio und Hannibal in den Miniaturen des Attavante, s. Vasari, B. II, 523 f., *Vita di Giovanni di Fiesole*. Die Namen beider für Piccinino und Sforza gebraucht, oben S. 74.

historischen und dennoch für die Anschauung mythischen Gegenstandes zu rühmen? An sich ist das Gedicht jetzt freilich ganz unlesbar. Für andere historische Sujets müssen wir auf die Literaturgeschichten verweisen.

Reicher und ausgiebiger war schon das Weiterdichten am antiken Mythus, das Ausfüllen der poetischen Lücken in demselben. Hier griff auch die italienische Dichtung früh ein, schon mit der Teseide des Boccaccio, welche als dessen bestes poetisches Werk gilt. Lateinisch dichtete Maffeo Vegio unter Martin V. ein dreizehntes Buch zur Aeneide; dann finden sich eine Anzahl kleinerer Versuche, zumal in der Art des Claudian, eine Meleagris, eine Hesperis usw. Das merkwürdigste aber sind die neu ersonnenen Mythen, welche die schönsten Gegenden Italiens mit einer Urbevölkerung von Göttern, Nymphen, Genien und auch Hirten erfüllen, wie denn überhaupt hier das Epische und das Bucolische nicht mehr zu trennen sind. Daß in den bald erzählenden, bald dialogischen Eklogen seit Petrarca das Hirtenleben schon beinahe völlig¹ konventionell, als Hülle beliebiger Phantasien und Gefühle behandelt ist, wird bei späterm Anlaß wieder hervorzuheben sein; hier handelt es sich nur um die neuen Mythen. Deutlicher als sonst irgendwo verrät es sich hier, daß die alten Götter in der Renaissance eine doppelte Bedeutung haben; einerseits ersetzen sie allerdings die allgemeinen Begriffe und machen die allegorischen Figuren unnötig, zugleich aber sind sie auch ein freies, selbständiges Element der Poesie, ein Stück neutrale Schönheit, welches jeder Dichtung beigemischt und stets neu kombiniert werden kann. Keck voran ging Boccaccio mit seiner imaginären Götter- und Hirtenwelt der Umgebung von Florenz, in seinem *Ninfale d'Ameto* und *Ninfale Fiesolano*, welche italienisch gedichtet sind. Das Meisterwerk aber möchte wohl die *Sarca* des Pietro Bembo² sein: die Werbung des Flußgottes jenes Namens

¹ Die glänzenden Ausnahmen, wo das Landleben realistisch behandelt auftritt, sind unten zu erwähnen.

² Abgedruckt bei Mai, *Spicilegium romanum*, vol. VIII, S. 488—504. (Gegen 500 Hexameter stark.) [Die Echtheit dieser von Bembo

um die Nymphe Garda, das prächtige Hochzeitsmahl in einer Höhle am Monte Baldo, die Weissagungen der Manto, Tochter des Tiresias, von der Geburt des Kindes Mincius, von der Gründung Mantuas und vom künftigen Ruhme des Virgil, der als Sohn des Mincius und der Nymphe von Andes, Maja, geboren werden wird. Zu diesem stattlichen humanistischen Rokoko fand Bembo sehr schöne Verse und eine Schlußanrede an Virgil, um welche ihn jeder Dichter beneiden kann. Man pflegt dergleichen als bloße Deklamation gering zu achten, worüber, als eine Geschmackssache, mit niemandem zu rechten ist.

Ferner entstanden umfangreiche epische Gedichte biblischen und kirchlichen Inhalts in Hexametern. Nicht immer bezweckten die Verfasser damit eine kirchliche Beförderung oder die Erwerbung päpstlicher Gunst; bei den besten, und auch bei ungeschicktern wie Battista Mantovano, dem Verfasser der Parthenice, wird man ein ganz ehrliches Verlangen voraussetzen dürfen, mit ihrer gelehrten lateinischen Poesie dem Heiligen zu dienen, womit freilich ihre halbheidnische Auffassung des Katholizismus nur zu wohl zusammenstimmte. Gyraldus zählt ihrer eine Anzahl auf, unter welchen Vida mit seiner Christiade, Sannazaro mit seinen drei Gesängen „De partu Virginis“ in erster Reihe stehen.

Sannazaro imponiert durch den gleichmäßigen gewaltigen Fluß, in welchen er Heidnisches und Christliches ungescheut zusammendrängt, durch die plastische Kraft der Schilderung, durch die vollkommen schöne Arbeit. Er hatte sich nicht vor der Vergleichung zu fürchten, als er die Verse von Virgils vierter Ekloge in den Gesang der Hirten an der Krippe verflocht. Im Gebiet des Jenseitigen hat er da und dort einen Zug dantesker Kühnheit, wie z. B. König David im Limbus der Patriarchen

nirgends erwähnten Dichtung ist bezweifelt.] Piero Valeriano dichtete an dem Mythus weiter; sein Carpio in den *Deliciae poet. ital.* [auch in den kleinern Schriften des P.V., Köln 1811 S. 42—46]. — Die Fresken des Brusasorci am Pal. Murari zu Verona stellen den Inhalt der Sarca vor.

sich zu Gesang und Weissagung erhebt, oder wie der Ewige thronend in seinem Mantel, der von Bildern alles elementaren Daseins schimmert, die himmlischen Geister anredet. Andere Male bringt er unbedenklich die alte Mythologie mit seinem Gegenstande in Verbindung, ohne doch eigentlich barock zu erscheinen, weil er die Heidentgötter nur gleichsam als Einrahmung benutzt, ihnen keine Hauptrollen zuteilt. Wer das künstlerische Vermögen jener Zeit in seinem vollen Umfange kennenlernen will, darf sich gegen ein Werk wie dieses nicht abschließen. Sannazaros Verdienst erscheint um so viel größer, als sonst die Vermischung von Christlichem und Heidnischem in der Poesie viel leichter stört als in der bildenden Kunst; letztere kann das Auge dabei beständig durch irgendeine bestimmte, greifbare Schönheit schadlos halten und ist überhaupt von der Sachbedeutung ihrer Gegenstände viel unabhängiger als die Poesie, indem die Einbildungskraft bei ihr eher an der Form, bei der Poesie eher an der Sache weiterspinnt.

Der gute Battista Mantovano in seinem Festkalender¹ hatte einen andern Ausweg versucht; statt Götter und Halbgötter der heiligen Geschichte dienen zu lassen, bringt er sie, wie die Kirchenväter taten, in Gegensatz zu derselben; während der Engel Gabriel zu Nazareth die Jungfrau grüßt, ist ihm Merkur vom Carmel her nachgeschwebt und lauscht nun an der Pforte; dann berichtet er das Gehörte den versammelten Göttern und bewegt sie damit zu den äußersten Entschlüssen. Andere Male² freilich müssen bei ihm Thetis, Ceres, Aeolus usw. wieder der Madonna und ihrer Herrlichkeit gutwillig untertan sein.

Sannazaros Ruhm, die Menge seiner Nachahmer, die begeisterte Huldigung der Größten jener Zeit — dies alles zeigt, wie sehr er seinem Jahrhundert nötig und wert war. Für die Kirche beim Beginn der Reformation löste er das Problem: völlig klassisch und doch christlich zu dichten, und Leo sowohl als Clemens sagten ihm lauten Dank dafür.

¹ De sacris diebus.

² Z. B. in seiner achten Ekloge.

Endlich wurde in Hexametern oder Distichen auch die Zeitgeschichte behandelt, bald mehr erzählend, bald mehr panegyrisch, in der Regel aber zu Ehren eines Fürsten oder Fürstenhauses. So entstand eine Sforzias, eine Borseis, eine Borgias, eine Triultias usw., freilich mit gänzlichem Verfehlens des Zweckes; denn wer irgend berühmt und unsterblich geblieben ist, der blieb es nicht durch diese Art von Gedichten, gegen welche die Welt einen unvertilgbaren Widerwillen hat, selbst wenn sich gute Dichter dazu hergeben. Ganz anders wirken kleinere, genreartig und ohne Pathos ausgeführte Einzelbilder aus dem Leben der berühmten Männer, wie z. B. das schöne Gedicht von Leos X. Jagd bei Palo¹ oder die „Reise Julius' II.“ von Hadrian von Corneto (S. 111). Glänzende Jagdschilderungen jener Art gibt es auch von Ercole Strozza, von dem eben genannten Hadrian u. a. m., und es ist schade, wenn sich der moderne Leser durch die zugrunde liegende Schmeichelei abschrecken oder erzürnen lässt. Die Meisterschaft der Behandlung und der bisweilen nicht unbedeutende geschichtliche Wert sichern diesen anmutigen Dichtungen ein längeres Fortleben, als manche jetzt namhafte Poesien unserer Zeit haben dürften.

Im ganzen sind diese Sachen immer um so viel besser, je mäßiger die Einmischung des Pathetischen und Allgemeinen ist. Es gibt einzelne kleinere epische Dichtungen von berühmten Meistern, die durch barockes mythologisches Dreinfahren unbewußt einen unbeschreiblich komischen Eindruck hervorbringen. So das Trauergedicht des Ercole Strozza² auf Cesare Borgia (o. S. 105). Man hört die klagende Rede der Roma, welche all ihre Hoffnung auf die spanischen Päpste Calixt III. und Alexander VI. gesetzt hatte und dann Cesare für den Verheißenen hielt, dessen Geschichte durchgegangen wird bis zur Katastrophe

¹ Roscoe, Leone X, ed. Bossi VIII, 184; sowie noch ein Gedicht ähnlichen Stils XII, 130. — Wie nahe steht schon Angilberts Gedicht vom Hofe Karls des Großen dieser Renaissance! Vgl. Pertz, Monum. Germ. hist. II.

² Strozzi poetae S. 31 f., Caesaris Borgiae ducis epicedium.

des Jahres 1503. Dann fragt der Dichter die Muse, welches in jenem Augenblick¹ die Ratschlüsse der Götter gewesen, und Erato erzählt: auf dem Olymp nahmen Pallas für die Spanier, Venus für die Italiener Partei; beide umfaßten Jupiters Knie, worauf er sie küßte, begütigte und sich ausredete, er vermöge nichts gegen das von den Parzen gesponnene Schicksal, die Götterverheißen würden sich aber erfüllen durch das Kind vom Hause Este-Borgia²; nachdem er die abenteuerliche Urgeschichte beider Familien erzählt, beteuert er, dem Cesare so wenig die Unvergänglichkeit schenken zu können als einst — trotz großer Fürbitten — einem Memnon oder Achill; endlich schließt er mit dem Troste, Cesare werde vorher noch im Krieg viele Leute umbringen. Nun geht Mars nach Neapel und bereitet Krieg und Streit, Pallas aber eilt nach Nepi und erscheint dort dem kranken Cesare unter der Gestalt Alexanders VI.; nach einigen Vermahnungen, sich zu schicken und sich mit dem Ruhme seines Namens zu begnügen, verschwindet die päpstliche Göttin „wie ein Vogel“.

Man verzichtet indes unnützerweise auf einen bisweilen großen Genuß, wenn man alles perhorresziert, woein antike Mythologie wohl oder übel verwoben ist; bisweilen hat die Kunst diesen an sich konventionellen Bestandteil so sehr geadelt als in Malerei und Skulptur. Auch fehlt es sogar für den Liebhaber nicht an Anfängen der Parodie (o. S. 147 f.), z. B. in der Macaroneide, wozu dann das komische Götterfest des Giovanni Bellini bereits eine Parallel bildet.

Manche erzählende Gedichte in Hexametern sind auch bloße Exerzitien oder Bearbeitungen von Relationen in Prosa, welche letztere der Leser vorziehen wird, wo er sie findet. Am Ende wurde bekanntlich alles, jede Fehde und jede Zeremonie, besungen, auch von den deutschen

¹ Pontificem addiderat, flammis lustralibus omnis Corporis ablutum labes Diis Jupiter ipsis etc.

² Es ist der spätere Ercole II. von Ferrara, geb. 4. April 1508, wahrscheinlich kurz vor oder nach Abfassung dieses Gedichts. Nascere magne puer matri exspectate patrique, heißt es gegen Ende.

Humanisten der Reformationszeit. Indes würde man Unrecht tun, dies bloß dem Müßiggang und der über großen Leichtigkeit im Versemachen zuzuschreiben. Bei den Italienern wenigstens ist es ein ganz entschiedener Überschuß an Stilgefühl, wie die gleichzeitige Masse von italienischen Berichten, Geschichtsdarstellungen und selbst Pamphleten in Terzinen beweist. So gut Niccolò da Uzzano sein Plakat mit einer neuen Staatsverfassung, Machiavelli seine Übersicht der Zeitgeschichte, ein dritter das Leben Savonarolas, ein vierter die Belagerung von Piombino durch Alfons den Großen¹ usw., in diese schwierige italienische Versart gossen, um eindringlicher zu wirken, ebenso mochten viele andere für ihr Publikum des Hexameters bedürfen, um es zu fesseln. Was man in dieser Form vertragen konnte und begehrte, zeigt am besten die didaktische Poesie. Diese nimmt im 16. Jahrhundert einen ganz erstaunlichen Aufschwung, um das Goldmachen, das Schachspiel, die Seidenzucht, die Astronomie, die venerische Seuche u. dgl. in lateinischen Hexametern zu besingen, wozu noch mehrere umfassende italienische Dichtungen kommen. Man pflegt dergleichen heutzutage ungelesen zu verdammen, und inwiefern diese Lehrgedichte wirklich lesenswert sind, wüßten auch wir nicht zu sagen. Eins nur ist gewiß, daß Epochen, die der unsrigen an Schönheitssinn unendlich überlegen waren, daß die spätgriechische und die römische Welt und die Renaissance die betreffende Gattung von Poesie nicht entbehren konnten. Man mag dagegen einwenden, daß heute nicht der Mangel an Schönheitssinn, sondern der größere Ernst und die universalistische Behandlung alles Lehrenswerten die poetische Form ausschließen, was wir auf sich beruhen lassen.

Eines dieser didaktischen Werke wird noch jetzt hier und da wieder aufgelegt: der *Zodiacus des Lebens*, von Mar-

¹ Uzzano s. Arch. stor. ital. IV, I, 296. — Machiavelli, I Decenali. — Savonarolas Geschichte unter dem Titel: *Cedrus Libani* von Fra Benedetto. — Assedio di Piombino bei Murat. XXV. — Hierzu als Parallele der *Teuerdank* und andere damalige Reimwerke des Nordens.

cellus Palingenius, einem ferraresischen Kryptoprotestanten. An die höchsten Fragen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit knüpft der Verfasser die Besprechung vieler Verhältnisse des äußern Lebens und ist von dieser Seite auch eine nicht zu verachtende sittengeschichtliche Autorität. Im wesentlichen jedoch geht sein Gedicht schon aus dem Rahmen der Renaissance heraus, wie denn auch, seinem ernsten Lehrzweck gemäß, bereits die Allegorie der Mythologie den Rang abläuft.

Weit am nächsten kam aber der Poet-Philolog dem Altertum in der Lyrik, und zwar speziell in der Elegie; außerdem noch im Epigramm.

In der leichteren Gattung übte Catull eine wahrhaft faszinierende Wirkung auf die Italiener aus. Manches elegante lateinische Madrigal, manche kleine Invektive, manches boshaftes Billett ist reine Umschreibung nach ihm; dann werden verstorbene Hündchen, Papageien usw. beklagt ohne ein Wort aus dem Gedicht von Lesbiens Sperling und doch in völliger Abhängigkeit von dessen Gedankengang. Indes gibt es kleine Gedichte dieser Art, welche auch den Kenner über ihr wahres Alter täuschen können, wenn nicht ein sachlicher Bezug klar auf das 15. oder 16. Jahrhundert hinweist.

Dagegen möchte von Oden des sapphischen, alkäischen usw. Versmaßes kaum eine zu finden sein, welche nicht irgendwie ihren modernen Ursprung deutlich verriete. Dies geschieht meist durch eine rhetorische Redseligkeit, welche im Altertum erst etwa dem Statius eigen ist, durch einen auffallenden Mangel an lyrischer Konzentration, wie diese Gattung sie durchaus verlangt. Einzelne Partien einer Ode, zwei oder drei Strophen zusammen, sehen wohl etwa wie ein antikes Fragment aus; ein längeres Ganzes hält diese Farbe selten fest. Und wo dies der Fall ist, wie z. B. in der schönen Ode an Venus von Andrea Navagero, da erkennt man leicht eine bloße Umschreibung nach antiken Meisterwerken¹. Einige Odendichter bemächtigen sich des Heiligenkultes und bilden ihre In-

¹ Hier nach dem Eingang des Lucretius und nach Horat., Od. IV, I.

vokationen sehr geschmackvoll den horazischen und catullischen Oden analogen Inhaltes nach. So Navagero in der Ode an den Erzengel Gabriel, so besonders Sannazaro, der in der Substituierung einer heidnischen Andacht sehr weit geht. Er feiert vorzüglich seinen Namensheiligen¹, dessen Kapelle zu seiner herrlich gelegenen kleinen Villa am Gestade des Posilipp gehörte, „dort, wo die Meereswoge den Felsquell wegschlürft und an die Mauer des kleinen Heiligtums anschlägt“. Seine Freude ist das alljährliche St. Nazariusfest; das Laubwerk und die Girlanden, mit denen das Kirchlein zumal an diesem Tage geschmückt wird, erscheinen ihm als Opfergaben. Auch fern auf der Flucht, mit dem verjagten Federigo von Aragon, zu St. Nazaire an der Loiremündung, bringt er voll tiefen Herzeleids seinem Heiligen am Namenstage Kränze von Buchs und Eichenlaub; er gedenkt früherer Jahre, da die jungen Leute des ganzen Posilipp zu seinem Feste gefahren kamen auf bekränzten Nachen, und fleht um Heimkehr².

Täuschend antik erscheint vorzüglich eine Anzahl Gedichte in elegischem Versmaß oder auch bloß in Hexametern, deren Inhalt von der eigentlichen Elegie bis zum Epigramm herabreicht. So wie die Humanisten mit dem Text der römischen Elegiker am allerfreiesten umgingen, so fühlten sie sich denselben auch in der Nachbildung am meisten gewachsen. Navageros Elegie an die Nacht ist so wenig frei von Reminiszenzen aus jenen Vorbildern als irgendein Gedicht dieser Art und Zeit, aber dabei vom schönsten antiken Klang. Überhaupt sorgt Navagero³ immer zuerst für einen echt poetischen Inhalt, den er dann

¹ Das Hereinziehen eines Schutzheiligen in ein wesentlich heidnisches Beginnen haben wir S. 54 f. schon bei einem ernstern Anlaß kennengelernt.

² Sit satis ventos tolerasse et imbræ
Ac minas fatorum hominumque fraudes
Da Pater tecto salientem avito
Cernere fumum!

³ Andr. Naugerii orationes duae carminaque aliquot, Venet. 1530 in 4. Die wenigen Carmina auch größtenteils oder vollständig in den Deliciae.

nicht knechtisch, sondern mit meisterhafter Freiheit im Stil der Anthologie, des Ovid, des Catull, auch der virgilischen Eklogen, wiedergibt; die Mythologie braucht er nur äußerst mäßig, etwa um in einem Gebet an Ceres und andere ländliche Gottheiten das Bild des einfachsten Daseins zu entwickeln. Einen Gruß an die Heimat, bei der Rückkehr von seiner Gesandtschaft in Spanien, hat er nur angefangen; es hätte wohl ein Ganzes werden können, wie „*Bella Italia, amate sponde*“ von Vincenzo Monti, wenn der Rest diesem Anfang entsprach:

Salve cura Deūm, mundi felicior ora,
Formosae Veneris dulces salvete recessus;
Ut vos post tantos animi mentisque labores
Aspicio lustroque libens, ut munere vestro
Sollicitas toto depello e pectore curas!

Die elegische oder hexametrische Form wird ein Gefäß für jeden höhern pathetischen Inhalt, und die edelste patriotische Aufregung (S. 111, die Elegie an Julius II.) wie die pomphafteste Vergötterung der Herrschenden sucht hier ihren Ausdruck¹, aber auch die zarteste Melancholie eines Tibull. Francesco Maria Molza, der in seiner Schmeichelei gegen Clemens VII. und die Farnesen mit Statius und Martius wetteifert, hat in einer Elegie „an die Genossen“, vom Krankenlager so schöne und echt antike Grabgedanken als irgendeiner der Alten, und dies ohne Wesentliches von letzteren zu entlehnern. Am vollständigsten hat übrigens Sannazaro Wesen und Umfang der römischen Elegie erkannt und nachgebildet, und von keinem andern gibt es wohl eine so große Anzahl guter und verschiedenartiger Gedichte dieser Form. — Einzelne Elegien werden noch hier und da um ihres Sachinhaltes willen zu erwähnen sein.

Endlich war das lateinische Epigramm in jenen Zeiten eine ernsthafte Angelegenheit, indem ein paar gut gebil-

¹ Was man Leo X. bieten durfte, zeigt das Gebet des Guido Postumo Silvestri an Christus, Maria und alle Heiligen, sie möchten der Menschheit dieses numen noch lange lassen, da sie ja im Himmel ihrer genug seien. Abgedruckt bei Roscoe, Leone X, ed. Bossi V. 257.

dete Zeilen eingemeißelt an einem Denkmal oder von Mund zu Munde mit Gelächter mitgeteilt, den Ruhm eines Gelehrten begründen konnten. Ein Anspruch dieser Art meldet sich schon früh; als verlautete, Guido da Polenta wolle Dantes Grab mit einem Denkmal schmücken, liefen von allen Enden Grabschriften ein¹ „von solchen, die *sich zeigen* oder auch den toten Dichter ehren oder die Gunst der Polenta erwerben wollten“. Am Grabmal des Erzbischofs Giovanni Visconti († 1354) im Dom von Mailand liest man unter 36 Hexametern: „Herr Gabrius di Zamoreis aus Parma, Doktor der Rechte, hat diese Verse gemacht.“ Allmählich bildete sich, hauptsächlich unter dem Einfluß Martials, auch Catulls, eine ausgedehnte Literatur dieses Zweiges; der höchste Triumph war, wenn ein Epigramm für antik, für abgeschrieben von einem alten Stein, galt², oder wenn es so vortrefflich erschien, daß ganz Italien es auswendig wußte, wie z. B. einige des Bembo. Wenn der Staat Venedig an Sannazaro für seinen Lobspruch in drei Distichen 600 Dukaten Honorar bezahlte, so war dies nicht etwa eine generöse Verschwendungs-, sondern man würdigte das Epigramm als das, was es für alle Gebildeten jener Zeit war: als die konzentrierteste Form des Ruhmes. Niemand hinwiederum war damals so mächtig, daß ihm nicht ein witziges Epigramm hätte unangenehm werden können, und auch die Großen selber bedurften für jede Inschrift, welche sie setzten, sorgfältigen und gelehrten Beirats, denn lächerliche Epitaphien z. B. liefen Gefahr, in Sammlungen zum Zweck der Erheiterung aufgenommen zu werden³. Epigraphik und Epigrammatik reichten einander die Hand; erstere beruhte auf dem emsigsten Studium der antiken Steininschriften. Die Stadt der Epigramme und der Inschriften in vorzugsweisem Sinne war und blieb Rom. In diesem Staate ohne Erblichkeit mußte jeder für seine Verewigung sel-

¹ Boccaccio, *Vita di Dante* S. 36.

² Sannazaro spottet über einen, der ihm mit solchen Fälschungen lästig fiel: *Sint vetera haec aliis, mi nova semper erunt* [ad Ruffum, *Opera* 1535 S. 41a].

³ *Lettere di principi* I, 88. 91.

ber sorgen; zugleich war das kurze Spottgedicht eine Waffe gegen die Mitemporstrebenden. Schon Pius II. zählt mit Wohlgefallen die Distichen auf, welche sein Hauptdichter Campanus bei jedem irgend geeigneten Momente seiner Regierung ausarbeitete. Unter den folgenden Päpsten blühte dann das satirische Epigramm und erreichte gegenüber von Alexander VI. und den Seinigen die volle Höhe des skandalösen Trotzes. Sannazaro dichtete die seinigen allerdings in einer relativ gesicherten Lage; andere aber wagten in der Nähe des Hofes das Gefährlichste (S. 104). Auf acht drohende Distichen hin, die man an der Pforte der Bibliothek angeschlagen fand, ließ einst Alexander die Garde um 800 Mann verstärken¹; man kann sich denken, wie er gegen den Dichter würde verfahren sein, wenn derselbe sich hätte erwischen lassen. — Unter Leo X. waren lateinische Epigramme das tägliche Brot; für die Verherrlichung wie für die Verlästerung des Papstes, für die Züchtigung genannter wie ungenannter Feinde und Schlachtopfer; für wirkliche wie für fingierte Gegenstände des Witzes, der Bosheit, der Trauer, der Kontemplation gab es keine passendere Form. Damals strengten sich für die berühmte Gruppe der Mutter Gottes mit der hl. Anna und dem Kinde, welche Andrea Sansovino für S. Agostino meißelte, nicht weniger als hundertzwanzig Personen in lateinischen Versen an, freilich nicht so sehr aus Andacht, als dem Besteller des Werkes zuliebe². Dieser, Johann Goritz aus

¹ Malipiero, Ann. veneti, Arch. stor. VII, 1 S. 508. Am Ende heißt es mit Bezug auf den Stier als Wappentier der Borgia: Merge, Tiber, vitulos animosos ulti in undas; Bos cadat inferno victima magna Jovi!

² Über diese ganze Angelegenheit s. Roscoe, Leone X, ed. Bossi VII, 211; VIII, 214 ff. Die gedruckte, jetzt seltene Sammlung dieser „Coryciana“ vom Jahre 1524 enthält nur die lateinischen Gedichte; Vasari sah bei den Augustinern noch ein besonderes Buch, worin sich auch Sonette usw. befanden. Das Anheften von Gedichten wurde so ansteckend, daß man die Gruppe durch ein Gitter abschließen, ja unsichtbar machen mußte. Die Umdeutung von Goritz in einen Corycius senex ist aus Virgil, Georgica IV, 127. Das kummervolle Ende des Mannes nach dem Sacco di Roma s. bei Pierio Valeriano, De infelicitate lit. [ed. Mencken S. 569 ff.].

Luxemburg, päpstlicher Supplikenreferendar, ließ nämlich am St. Annenfeste nicht bloß etwa Gottesdienst halten, sondern er gab ein großes Literatenbankett in seinen Gärten am Abhang des Kapitols. Damals lohnte es sich auch der Mühe, die ganze Poetenschar, welche an Leos Hofe ihr Glück suchte, in einem eigenen großen Gedicht „de poetis urbanis“ zu mustern, wie Franc. Arsillus tat¹, ein Mann, der kein päpstliches oder anderes Mäzenat brauchte und sich seine freie Zunge auch gegen die Kollegen vorbehielt. — Über Paul III. herab reicht das Epigramm nur noch in vereinzelten Nachklängen, die Epigraphik dagegen blüht länger und unterliegt erst im 17. Jahrhundert völlig dem Schwulst.

Auch in Venedig hat sie ihre besondere Geschichte, die wir mit Hilfe von Francesco Sansovinos „Venezia“ verfolgen können. Eine stehende Aufgabe bildeten die Mottos (Brievi) auf den Dogenbildnissen des großen Saales im Dogenpalast, zwei bis vier Hexameter, welche das Wesentliche aus der Amtsführung des Betreffenden enthalten². Dann hatten die Dogengräber des 14. Jahrhunderts lakanische Prosainschriften, welche nur Tatsachen enthalten, und daneben schwülstige Hexameter oder leoninische Verse. Im 15. Jahrhundert steigt die Sorgfalt des Stiles; im 16. erreicht sie ihre Höhe, und bald beginnt die unnütze Antithese, die Prosopopöe, das Pathos, das Prinzipienlob, mit einem Worte: der Schwulst. Ziemlich oft wird gestichelt und verdeckter Tadel gegen andere durch direktes Lob des Verstorbenen ausgedrückt. Ganz spät kommen dann wieder ein paar absichtlich einfache Epitaphien.

Architektur und Ornamentik waren auf das Anbringen von Inschriften — oft in vielfacher Wiederholung — vollkommen eingerichtet, während z. B. das Gotische des

¹ Abgedruckt in den Beilagen zu Roscoe, Leone X, und in den Deliciae. Vgl. Paulus Jovius Elogia, bei Anlaß des Arsyllus. Ferner für die große Zahl der Epigrammatiker Lil. Greg. Gyraldus a. a. O. Eine der schlimmsten Federn war Marcantonio Casanova. — Von den weniger bekannten ist Joh. Thomas Musconius (s. die Deliciae) auszuzeichnen.

² Marin Sanudo in den Vite de' duchi di Venezia (Murat. XXII) teilt sie regelmäßig mit.

Nordens nur mit Mühe einen zweckmäßigen Platz für eine Inschrift schafft und sie an Grabmälern z. B. gerne den bedrohtesten Stellen, den Rändern, zuweist.

Durch das bisher Gesagte glauben wir nun keineswegs den Leser von dem eigentümlichen Werte dieser lateinischen Poesie der Italiener überzeugt zu haben. Es handelte sich nur darum, die kulturgeschichtliche Stellung und Notwendigkeit anzudeuten. Schon damals entstand¹ übrigens ein Zerrbild davon: die sogenannte macaroneische Poesie, deren Hauptwerk, das *Opus macaronicorum*, von Merlinus Coccaius (d. h. Teofilo Folengo von Mantua) gedichtet ist. Vom Inhalt wird noch hie und da die Rede sein; was die Form betrifft — Hexameter und andere Verse gemischt aus lateinischen und italienischen Wörtern mit lateinischen Endungen —, so liegt das Komische derselben wesentlich darin, daß sich diese Mischungen wie lauter Lapsus linguae anhören, wie das Sprudeln eines übereifrigen lateinischen Improvisators. Nachahmungen aus Deutsch und Latein geben hiervon keine Ahnung.

ELFTES KAPITEL

STURZ DER HUMANISTEN IM 16. JAHRHUNDERT

Nachdem mehrere glänzende Generationen von Poetenphilologen seit Anfang des 14. Jahrhunderts Italien und die Welt mit dem Kultus des Altertums erfüllt, die Bildung und Erziehung wesentlich bestimmt, oft auch das Staatswesen geleitet und die antike Literatur nach Kräften reproduziert hatten, fiel mit dem 16. Jahrhundert die ganze Menschenklasse in einen lauten und allgemeinen Mißkredit, zu einer Zeit, da man ihre Lehre und ihr Wissen noch durchaus nicht völlig entbehren wollte. Man redet, schreibt und dichtet noch fortwährend wie sie, aber per-

¹ Scardeonius, *De urb. Patav. antiq.* bei Graevius Thes. VI, III, Col. 270, nennt als den eigentlichen Erfinder den Tifi, eig. Michael Odasio von Padua, † 1492. Gemischte Verse aus Latein und den Landessprachen gibt es aber schon viel früher allenthalben.

sönl. will niemand mehr zu ihnen gehören. In die beiden Hauptanklagen wegen ihres bösartigen Hochmutes und ihrer schändlichen Ausschweifungen tönt bereits die dritte hinein, die Stimme der beginnenden Gegenreformation: wegen ihres Unglaubens.

Warum verlauteten, muß man zunächst fragen, diese Vorwürfe nicht früher, mochten sie nun wahr oder unwahr sein? Sie sind schon frühe genug vernehmlich, allein ohne sonderliche Wirkung, offenbar, weil man von den Literaten noch gar zu abhängig war in betreff des Sachinhalts des Altertums, weil sie im persönlichsten Sinne die Besitzer, Träger und Verbreiter desselben waren. Allein das Überhandnehmen gedruckter Ausgaben der Klassiker (die sehr früh mit alten Scholien und neuen Kommentaren abgedruckt wurden), großer, wohlangelegter Handbücher und Nachschlagewerke emanzipierte das Volk schon in bedeutendem Grade von dem dauernden persönlichen Verkehr mit den Humanisten, und sobald man sich ihrer auch nur zur Hälfte entschlagen konnte, trat dann jener Umschlag der Stimmung ein. Gute und Böse litten darunter ohne Unterschied.

Urheber jener Anklagen sind durchaus die Humanisten selbst. Von allen, die jemals einen Stand gebildet, haben sie am allerwenigsten ein Gefühl des Zusammenhaltes gehabt oder, wo es sich aufraffen wollte, respektiert. Sobald sie dann anfingen, sich einer über den andern zu erheben, war ihnen jedes Mittel gleichgültig. Blitzschnell gehen sie von wissenschaftlichen Gründen zur Invektive und zur bodenlosen Lästerung über; sie wollen ihren Gegner nicht widerlegen, sondern in jeder Beziehung zernichten. Etwas hiervon kommt auf Rechnung ihrer Umgebung und Stellung; wir sahen, wie heftig das Zeitalter, dessen lauteste Organe sie waren, von den Wogen des Ruhmes und des Hohnes hin und her geworfen wurde. Auch war ihre Lage im wirklichen Leben meist eine solche, daß sie sich beständig ihrer Existenz wehren mußten. In solchen Stimmungen schrieben und perorierten sie und schilderten einander. Poggios Werke allein enthalten schon Schmutz genug, um ein Vorurteil gegen die ganze Schar hervor-

zurufen — und diese Opera Poggii mußten gerade am häufigsten aufgelegt werden, diesseits wie jenseits der Alpen. Man freue sich nicht zu früh, wenn sich im 15. Jahrhundert eine Gestalt unter dieser Schar findet, die unantastbar scheint; bei weiterem Suchen läuft man immer Gefahr, irgendeiner Lästerung zu begegnen, welche, selbst wenn man sie nicht glaubt, das Bild trüben wird. Die vielen unzüchtigen lateinischen Gedichte und etwa eine Persiflage der eigenen Familie, wie z. B. in Pontanos Dialog „Antonius“, taten das übrige. Das 16. Jahrhundert kannte diese Zeugnisse alle und war der betreffenden Menschen-gattung ohnehin müde geworden. Sie mußten büßen für das, was sie verübt hatte, und für das Übermaß der Gel-tung, das ihr bisher zuteil geworden war. Ihr böses Schick-sal wollte es, daß der größte Dichter der Nation sich über sie mit ruhiger souveräner Verachtung aussprach¹.

Von den Vorwürfen, die sich jetzt zu einem Gesamtwider-willen sammelten, war nur zu vieles begründet. Ein be-stimmter kenntlicher Zug zur Sittenstrenge und Religiosität war und blieb in manchen Philologen lebendig, und es ist ein Zeichen geringer Kenntnis jener Zeit, wenn man die ganze Kaste verurteilt; aber viele, und darunter die lautesten, waren schuldig.

Drei Dinge erklären und vermindern vielleicht ihre Schuld: die übermäßige, glänzende Verwöhnung, wenn das Glück ihnen günstig war; die Garantielosigkeit ihres äußern Da-seins, so daß Glanz und Elend je nach Launen der Herren und nach der Bosheit der Gegner rasch wechselten; end-lich der irremachende Einfluß des Altertums. Dieses störte ihre Sittlichkeit, ohne ihnen die seinige mitzuteilen; und auch in religiösen Dingen wirkte es auf sie wesentlich von seiner skeptischen und negativen Seite, da von einer An-nahme des positiven Götterglaubens doch nicht die Rede sein konnte. Gerade weil sie das Altertum dogmatisch, d. h. als Vorbild alles Denkens und Handelns, auffaßten, mußten sie hier in Nachteil geraten. Daß es aber ein Jahr-hundert gab, welches mit voller Einseitigkeit die alte Welt und deren Hervorbringungen vergötterte, das war nicht

¹ Ariosto, Satira VII. Vom Jahre 1531.

mehr Schuld einzelner, sondern höhere geschichtliche Fügung. Alle Bildung der seitherigen und künftigen Zeiten beruht darauf, daß dies geschehen ist, und daß es damals so ganz einseitig und mit Zurücksetzung aller andern Lebenszwecke geschehen ist.

Der Lebenslauf der Humanisten war in der Regel ein solcher, daß nur die stärksten sittlichen NATUREN ihn durchmachen konnten, ohne Schaden zu nehmen. Die erste Gefahr kam bisweilen wohl von den Eltern her, welche den oft außerordentlich früh entwickelten Knaben zum Wunderkind¹ ausbildeten, im Hinblick auf eine künftige Stellung in jenem Stande, der damals alles galt. Wunderkinder aber bleiben insgemein auf einer gewissen Stufe stehen, oder sie müssen sich die weitere Entwicklung und Geltung unter den allerbittersten Prüfungen erkämpfen. Auch für den aufstrebenden Jüngling war der Ruhm und das glänzende Auftreten des Humanisten eine gefährliche Lockung; es kam ihm vor, auch er könne „wegen angeborenen Hochsinns die gemeinen und niedrigen Dinge nicht mehr beachten“². Und so stürzte man sich in ein wechselvolles, aufreibendes Leben hinein, in welchem angestrengte Studien, Hauslehrerschaft, Sekretariat, Professur, Dienstbarkeit bei Fürsten, tödliche Feindschaften und Gefahren, begeisterte Bewunderung und Überschüttung mit Hohn, Überfluß und Armut wirr aufeinander folgten. Dem gediegensten Wissen konnte der flachste Dilettantismus bisweilen den Rang ablaufen. Das Hauptübel aber war, daß dieser Stand mit einer festen Heimat beinahe unverträglich blieb, indem er entweder den Ortswechsel geradezu erforderte, oder den Menschen so stimmte, daß ihm

¹ Solche kommen mehrere vor, doch muß ich einen eigentlichen Beweis des hier Gesagten schuldig bleiben. Das Wunderkind Giulio Campagnola gehört nicht zu den aus Ehrgeiz emporgetriebenen. Vgl. Scardeonius, *De urbe Patav. antiqu.* bei Graev., Thes. VI, 3, Col. 276. — Das Wunderkind Cecchino Bracci, † 1544, im 15. Jahr, vgl. Trucchi, *Poesie ital. inedite* III S. 229. — Wie der Vater des Cardano ihm wollte memoriam artificialem instillare und ihn schon als Kind in der arabischen Astrologie unterwies, vgl. Cardanus, *De propria vita* cap. 34.

² Ausdruck des Filippo Villani, *Vite* S. 5, bei einem solchen Anlaß.

nirgends lange wohl sein konnte. Während er der Leute des Ortes satt wurde und im Wirbel der Feindschaften sich übel befand, verlangten auch eben jene Leute stets Neues (S. 193). So manches hier auch an die griechischen Sophisten der Kaiserzeit erinnert, wie sie Philostratus beschreibt, so standen diese doch günstiger, indem sie großen Teils Reichtümer besaßen, oder leichter entbehrten und überhaupt leichter lebten, weil sie nicht sowohl Gelehrte als ausübende Virtuosen der Rede waren. Der Humanist der Renaissance dagegen muß eine große Erudition und einen Strudel der verschiedensten Lagen und Beschäftigungen zu tragen wissen. Dazu dann, um sich zu betäuben, unordentlicher Genuß, und, sobald man ihm ohnehin das Schlimmste zutraute, Gleichgültigkeit gegen alle sonst geltende Moral. Ohne Hochmut sind solche Charaktere vollends nicht denkbar; sie bedürfen desselben, schon um oben schwimmen zu bleiben, und die mit dem Haß abwechselnde Vergötterung bestärkt sie notwendig darin. Sie sind die auffallendsten Beispiele und Opfer der entfesselten Subjektivität.

Die Klagen wie die satirischen Schilderungen beginnen, wie bemerkt, schon früh, indem ja für jeden entwickelten Individualismus, für jede Art von Zelebrität ein bestimmter Hohn als Zuchtrute vorhanden war. Zudem lieferten ja die betreffenden selber das furchtbarste Material, welches man nur zu benützen brauchte. Noch im 15. Jahrhundert ordnet Battista Mantovano in der Auszählung der sieben Ungeheuer¹ die Humanisten mit vielen andern unter den Artikel: Superbia; er schildert sie mit ihrem Dünkel als Apollssöhne, wie sie verdrossenen und maliziösen Aussehens mit falscher Gravität einherschreiten, dem körnerpickenden Kranich vergleichbar, bald ihren Schatten betrachtend, bald in zehrender Sorge um Lob versunken. Allein das 16. Jahrhundert machte ihnen förmlich den Prozeß. Außer Ariosto bezeugt dies hauptsächlich ihr Literaturhistoriker Gyraldus, dessen Abhandlung² schon unter

¹ Bapt. Mantuan., *De calamitatibus temporum*, L. I.

² Lil. Greg. Gyraldus, *Progymnasma adversus literas et literatos*, Opp., ed. Bas. 1580, II S. 422 — 455. [Zusatz Geigers: Die Wid-

Leo X. verfaßt, wahrscheinlich aber um 1540 überarbeitet wurde. Antike und moderne Warnungsexempel der sittlichen Haltlosigkeit und des jammervollen Lebens der Literatur strömen uns hier in gewaltiger Masse entgegen, und dazwischen werden schwere allgemeine Anklagen formuliert. Dieselben lauten hauptsächlich auf Leidenschaft, Eitelkeit, Starrsinn, Selbstvergötterung, zerafahreneres Privatleben, Unzucht aller Art, Ketzerei, Atheismus, — dann Wohlredenheit ohne Überzeugung, verderblichen Einfluß auf die Kabinette, Sprachpedanterei, Undank gegen die Lehrer, kriechende Schmeichelei gegen die Fürsten, welche den Literaten zuerst anbeißen und dann hungern lassen u. dgl. m. Den Schluß bildet eine Bemerkung über das goldene Zeitalter, welches nämlich damals geherrscht habe, als es noch keine Wissenschaft gab. Von diesen Anklagen wurde bald eine die gefährlichste: diejenige auf Ketzerei, und Gyraldus selbst muß sich später beim Wiederabdruck einer völlig harmlosen Jugendschrift¹ an den Mantel des Herzogs Ercole II. von Ferrara anklammern, weil schon Leute das Wort führen, welche finden, die Zeit wäre besser an christliche Gegenstände gewendet worden als an mythologische Forschungen. Er gibt zu erwägen, daß letztere im Gegenteil bei so beschaffenen Zeiten fast der einzige unschuldige, d. h. neutrale Gegenstand gelehrter Darstellung seien.

Wenn aber die Kulturgeschichte nach Aussagen zu suchen verpflichtet ist, in welchen neben der Anklage das menschliche Mitgefühl vorwiegt, so ist keine Quelle zu vergleichen mit der oft erwähnten Schrift des Pierio Valeriano „über das Unglück der Gelehrten“². Sie ist geschrieben unter dem düsteren Eindruck der Verwüstung von Rom, welche mit dem Jammer, den sie auch über die Gelehrten brachte, dem Verfasser wie der Abschluß eines schon lange gegen

mungen von 1540 und 1541, die Schrift aber an Giov. Franc. Pico gerichtet, jedenfalls also vor 1535 vollendet.]

¹ Lil. Greg. Gyraldus, Hercules. Opp. I S. 544—570. Die Widmung ist ein entsprechendes Denkmal der ersten drohenden Regungen der Inquisition.

² De infelicitate liberorum. [Ausgabe von Mencken 1707.]

dieselben wütenden bösen Schicksals erscheint. Pierio folgt hier einer einfachen, im ganzen richtigen Empfindung; er tut nicht groß mit einem besonders vornehmen Dämon, der die geistreichen Leute *wegen* ihres Genies verfolgte, sondern er konstatiert das Geschehene, worin oft bloß der unglückliche Zufall als entscheidend vorkommt. Er wünscht keine Tragödie zu schreiben oder alles aus höhern Konflikten herzuleiten, weshalb er denn auch Alltägliches vorbringt. Da lernen wir Leute kennen, die bei unruhigen Zeiten zunächst ihre Einnahmen, dann auch ihre Stellen verlieren, Leute, die zwischen zwei Anstellungen leer ausgehen, menschenscheue Geizhälse, die ihr Geld immer eingenäht auf sich tragen und nach geschehener Beraubung im Wahnsinn sterben, andere, welche Pfründen annehmen und in melancholischem Heimweh nach der früheren Freiheit dahinsiechen. Dann wird der frühe Tod vieler durch Fieber und Pest beklagt, wobei die ausgearbeiteten Schriften mitsamt Bettzeug und Kleidern verbrannt werden; andere leben und leiden unter den Morddrohungen von Kollegen; diesen und jenen mordet ein habbüchtiger Diener, oder Bösewichter fangen ihn auf der Reise weg und lassen ihn in einem Kerker verschmachten, weil er kein Lösegeld zahlen kann. Manchen rafft geheimes Herzeleid, erlittene Kränkung und Zurücksetzung dahin; ein Venezianer stirbt vor Gram, weil sein Söhnchen, ein Wunderkind, gestorben ist, und die Mutter und deren Bruder folgen bald, als zöge das Kind sie alle nach sich. Ziemlich viele, zumal Florentiner, enden durch Selbstmord¹, andere durch geheime Justiz eines Tyrannen. Wer ist am Ende noch glücklich? und auf welche Weise? etwa durch völlige Abstumpfung des Gefühles gegen solchen Jammer? Einer der Mitredner des Dialoges, in welchen Pierio seine Darstellung gekleidet hat, weiß Rat in diesen Fragen; es ist der herrliche Gasparo Contarini, und schon bei Nennung dieses Namens darf man erwarten, daß uns wenigstens etwas von dem Tiefsten und Wahrsten mitgeteilt werde, was sich damals darüber denken ließ. Als Bild eines glücklichen Gelehrten erscheint ihm Fra Urbano Valeriano

¹ Hierzu vgl. schon Dante, Inferno XIII.

von Belluno, der in Venedig lange Zeit hindurch Lehrer des Griechischen war, Griechenland und den Orient besuchte, noch in späten Jahren bald dieses und bald jenes Land durchlief, ohne je ein Tier zu besteigen, nie einen Heller für sich besaß, alle Ehren und Standeserhöhungen zurückwies und nach einem heitern Alter im 84. Jahre starb, ohne, mit Ausnahme eines Sturzes von der Leiter, eine kranke Stunde gehabt zu haben. Was unterschied ihn von den Humanisten? Diese haben mehr freien Willen, mehr losgebundene Subjektivität, als sie mit Glück verwerten können; der Bettelmönch dagegen, im Kloster seit seinen Knabenjahren, hatte nie nach eigenem Belieben auch nur Speise oder Schlaf genossen und empfand deshalb den Zwang nicht mehr als Zwang; kraft dieser Gewöhnung führte er mitten in allen Beschwerden das innerlich ruhigste Leben und wirkte durch diesen Eindruck mehr auf seine Zuhörer als durch sein Griechisch; sie glaubten nunmehr überzeugt zu sein, daß es von uns selbst abhänge, ob wir im Mißgeschick jammern oder uns trösten sollen. „Mitten in Dürftigkeit und Mühen war er glücklich, weil er es sein wollte, weil er nicht verwöhnt, nicht phantastisch, nicht unbeständig und ungenügsam war, sondern sich immer mit wenig oder nichts zufrieden gab.“ — Wenn wir Contarini selber hörten, so wäre vielleicht auch noch ein religiöses Motiv dem Bilde beigemischt; doch ist schon der praktische Philosoph in Sandalen sprechend uns bedeutsam genug.

Einen verwandten Charakter in andern Umgebungen verrät auch jener St. Fabio Calvo von Ravenna¹, der Erklärer des Hippokrates. Er lebte hochbejaht in Rom bloß von Kräutern, „wie einst die Pythagoräer“, und bewohnte ein Gemäuer, das vor der Tonne des Diogenes keinen großen Vorzug hatte; von der Pension, die ihm Papst Leo bezahlte, nahm er nur das Allernötigste und gab den Rest an andere. Er blieb nicht gesund wie Fra Urbano, auch war sein Ende so, daß er wohl schwerlich im Tode gelächelt haben wird wie dieser, denn bei der Verwüstung

¹ Coelii Calcagnini opera, ed. Basil. 1544 S. 101, im VII. Buch der Episteln. — Vgl. Pierio Val., De inf. lit., ed. Mencken S. 369 f.

von Rom schleppten ihn, den fast neunzigjährigen Greis, die Spanier fort, in der Absicht, ihn zu ranzionieren, und er starb an den Folgen des Hungers in einem Spital. Aber sein Name ist in das Reich der Unvergänglichkeit gerettet, weil Raffael den Alten wie einen Vater geliebt und wie einen Meister geehrt, weil er ihn in allen Dingen zu Rate gezogen hatte. Vielleicht bezog sich die Beratung vorzugsweise auf jene antiquarische Restauration des alten Rom (S. 174), vielleicht aber auch auf viel höhere Dinge. Wer kann sagen, wie großen Anteil Fabio am Gedanken der Schule von Athen und anderer hochwichtiger Kompositionen Raffaels gehabt hat?

Gerne möchten wir hier mit einem anmutigen und versöhnlichen Lebensbilde schließen, mit dem des Pomponius Laetus, wenn uns nur über diesen noch etwas mehr als der Brief seines Schülers Sabellicus¹ zu Gebote stände, in welchem Laetus wohl absichtlich etwas antikisiert wird; doch mögen einige Züge daraus folgen. Er war (o. S. 229) ein Bastard aus dem Hause der neapolitanischen Sanseverinen, Fürsten von Salerno, wollte sie aber nicht anerkennen und schrieb ihnen auf die Einladung, bei ihnen zu leben, das berühmte Billett: Pomponius Laetus cognatis et propinquis suis salutem. Quod petitis fieri non potest. Valete. Ein unansehnliches Männchen mit kleinen, lebhaften Augen, in wunderlicher Tracht, bewohnte er in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts als Lehrer an der Universität Rom bald sein Häuschen mit Garten auf dem Esquilin, bald seine Vigne auf dem Quirinal; dort zog er seine Enten und anderes Geflügel, hier baute er sein Grundstück durchaus nach den Vorschriften des Cato, Varro und Columella; Festtage widmete er draußen dem Fisch- und Vogelfang, auch wohl dem Gelage im Schatten bei einer Quelle oder an der Tiber. Reichtum und Wohlleben verachtete er. Neid und Übelrede war nicht in ihm, und er duldet sie auch in seiner Nähe

¹ M. Ant. Sabellici opera, Epist. L. XIS. 56 [Auch separat erschienen unter dem Titel: Sabellicus, Vita Pomponii Laeti, Straßburg 1510.] Dazu die betreffende Biographie in der Elogia S. 76 f. des Paolo Giovio.

nicht, nur gegen die Hierarchie ließ er sich sehr frei gehen, wie er denn auch, die letzten Zeiten ausgenommen, als Verächter der Religion überhaupt galt. In die Humanistenverfolgung Papst Pauls II. verflochten, war er von Venedig an diesen ausgeliefert worden und hatte sich durch kein Mittel zu unwürdigen Geständnissen bringen lassen; seitdem luden ihn Päpste und Prälaten zu sich ein und unterstützten ihn, und als in den Unruhen unter Sixtus IV. sein Haus geplündert wurde, steuerte man für ihn mehr zusammen, als er eingebüßt hatte. Als Dozent war er gewissenhaft; schon vor Tage sah man ihn mit seiner Laterne vom Esquilin herabsteigen, und immer fand er seinen Hörsaal schon gedrängt voll; da er im Gespräch stotterte, sprach er auf dem Katheder behutsam, aber doch schön und gleichmäßig. Auch seine wenigen Schriften sind sorgfältig abgefaßt. Alte Texte behandelte keiner so sorgfältig und schüchtern, wie er denn auch vor andern Resten des Altertums seinen wahren Respekt bewies, indem er wie verzückt dastand oder in Tränen ausbrach. Da er die eigenen Studien liegen ließ, wenn er andern behilflich sein konnte, so hing man ihm sehr an, und als er starb, sandte sogar Alexander VI. seine Höflinge, die Leiche zu begleiten, welche von den vornehmsten Zuhörern getragen wurde; den Exequien in Araceli wohnten vierzig Bischöfe und alle fremden Gesandten bei.

Laetus hatte die Aufführungen antiker, hauptsächlich plautinischer Stücke in Rom aufgebracht und geleitet (o. S. 233 f.). Auch feierte er den Gründungstag der Stadt alljährlich mit einem Feste, wobei seine Freunde und Schüler Reden und Gedichte vortrugen. Bei diesen beiden Hauptanlässen bildete sich und blieb dann auch später beisammen, was man die römische Akademie nannte. Dieselbe war durchaus nur ein freier Verein und an kein Institut geknüpft; außer jenen Gelegenheiten kam sie zusammen¹, wenn ein Gönner sie einlud oder wenn das Gedächtnis eines verstorbenen Mitglieds, z. B. des Platinus, gefeiert wurde. Vormittags pflegte dann ein Prälat,

¹ Jac. Volaterran., Diar. Rom. bei Murat. XXIII, Col. 161. 171. 185.
— Anecdota liter. II S. 168 f.

der dazu gehörte, eine Messe zu lesen; darauf betrat etwa Pomponio die Kanzel und hielt die betreffende Rede; nach ihm stieg ein anderer hinauf und rezitierte Distichen. Der obligate Schmaus mit Disputationen und Rezitationen beschloß Trauer- wie Freudenfeste, und die Akademiker, z. B. gerade Platina selber, galten schon früh als Feinschmecker¹. Andere Male führten einzelne Gäste auch Farcen im Geschmack der Atellanen auf. Als freier Verein von sehr wandelbarem Umfang dauerte diese Akademie in ihrer ursprünglichen Art weiter bis auf die Verwüstung Roms und erfreute sich der Gastlichkeit eines Angelus Coloccius, eines Joh. Corycius (o. S. 247) und anderer. Wie hoch sie für das Geistesleben der Nation zu werten ist, lässt sich so wenig genau bestimmen wie bei irgend einer geselligen Verbindung dieser Art; immerhin rechnet sie selbst ein Sadoleto² zu den besten Erinnerungen seiner Jugend.

Eine ganze Anzahl anderer Akademien entstanden und vergingen in verschiedenen Städten, je nachdem die Zahl und Bedeutung der ansässigen Humanisten oder die Gönner- schaft von Reichen und Großen es möglich machte. So die Akademie von Neapel, welche sich um Jovianus Pontanus versammelte und von welcher ein Teil nach Lecce übersiedelte³, diejenige von Pordenone, welche den Hof des Feldherrn Alviano bildete⁴. Von derjenigen des Lodovico Moro und ihrer eigentlichen Bedeutung für den Umgang des Fürsten, ist bereits (S. 41) die Rede gewesen. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts scheint eine vollständige Umwandlung mit diesen Vereinen vorgegangen zu sein. Die Humanisten, auch sonst aus der gebietenden Stellung im Leben verdrängt und der beginnenden Gegenreformation Objekte des Verdachtes, verlieren die Leitung der Akademien, und die italienische Poesie tritt auch hier an die Stelle der lateinischen. Bald hatte jede irgend

¹ Paulus Jovius, *De romanis piscibus*, cap. 17 und 34.

² Sadoleti Epist. 106, vom Jahre 1529.

³ Anton. Galatei epist. 10 und 12 bei Mai, *Spicileg. rom.*, vol. VIII.

⁴ [Wobei es allerdings fraglich ist, ob diese mehr gelegentliche Zusammenkunft von Gelehrten als Akademie bezeichnet werden darf.]

beträchtliche Stadt ihre Akademie mit möglichst bizarrem Namen¹ und mit eigenem, durch Beiträge und Vermächtnisse gebildetem Vermögen. Außer dem Rezitieren von Versen ist aus der früheren lateinischen Zeit herübergewonnen das periodische Gastmahl und die Aufführung von Dramen, teils durch die Akademiker, teils unter ihrer Aufsicht durch junge Leute und bald durch bezahlte Schauspieler. Das Schicksal des italienischen Theaters, später auch der Oper, ist lange Zeit in den Händen dieser Vereine geblieben.

¹ Dieses schon vor der Mitte des Jahrhunderts. Vgl. *Lil. Greg. Gyraldus, De poetis nostri temp. II*, ed. Wotke S. 91.

